

Theodor Fontane
Unechte Korrespondenzen
1860–1865



Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft

Herausgegeben von
Luise Berg-Ehlers
Helmuth Nürnberger
Henry H. H. Remak

Band 1.1

Walter de Gruyter
Berlin · New York
1996

Theodor Fontane
Unechte Korrespondenzen
1860–1865

Herausgegeben von
Heide Streiter-Buscher

Walter de Gruyter
Berlin · New York
1996

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die
US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Fontane, Theodor:

Unechte Korrespondenzen / Theodor Fontane. Hrsg. von Heide
Streiter-Buscher. – Berlin ; New York : de Gruyter.

NE: Streiter-Buscher, Heide [Hrsg.]

1860–1865. – 1995

(Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft ; Bd. 1,1)

ISBN 3-11-014076-4

NE: Theodor-Fontane-Gesellschaft: Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft

© Copyright 1995 by Walter de Gruyter & Co., D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz und Druck: Arthur Collignon GmbH, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer GmbH, Berlin

Einbandgestaltung: Sigurd Wendland, Berlin, unter Verwendung von: Horst Janssen,
Der „mittlere“ Fontane (Aquarell und Zeichnung)

Inhalt

Band 1

Unechte Korrespondenzen 1860–1865

Zur Einführung	1
1860	71
1861	100
1862	182
1863	281
1864	310
1865	432

Band 2

Unechte Korrespondenzen 1866–1870

1866	613
1867	739
1868	827
1869	876
1870	977

Anhang

Glossen zu englischen Presseberichten	1033
Leitartikel	1138
Feuilletonistische Beiträge	1173
Editorische Notiz	1183
Abkürzungsverzeichnis	1187
Personenverzeichnis	1188
Periodikaverzeichnis	1262
Abbildungsnachweis	1273

Zur Einführung

*Denk daran, daß es in gleicher Weise Zeichen
eines freien Geistes ist, seine Ansicht zu ändern wie
dem zu folgen, der uns eines Bessern belehrt. Denn die
Handlung, die gemäß deinem Willensantrieb und
deinem Urteil, ja überhaupt gemäß deinem Geist
erfolgt, ist deine eigene Tat.*

Marc Aurel *Selbstbetrachtungen* VIII, 16

Der Weg zur „Kreuzzeitung“

Im Januar 1859 kehrte der preußische Presseagent Theodor Fontane nach mehrjährigem London-Aufenthalt von der Themse an die Spree zurück. Anderthalb Jahre später engagierte ihn die konservative „Neue Preußische Zeitung“ in Berlin, allgemein „Kreuzzeitung“ genannt¹, als Redakteur ihres englischen Artikels. Die Zeitung, Fontane ohnehin ein tägliches Lesebedürfnis, wurde für ein Jahrzehnt Mittelpunkt seiner Vormittagsstunden und Spaltenfüllen sein Brotberuf. Das Erlebnis England lag hinter dem inzwischen Vierzigjährigen, dem Thema England blieb er – von der Forschung bislang ungeprüft – bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr auf das engste verbunden.

Fontanes Weg zur „Kreuzzeitung“ war nicht vorgezeichnet, sondern die eher zufällige Folge eines Zusammentreffens verschiedener äußerer Ereignisse und existentieller Stimmungen. Theodor Storm, damals als Exilierter im sächsischen Heiligenstadt lebend, bat den Literatenfreund Ende Juni 1860, ihm „mit ein paar kurzen Worten“ zu schreiben, was er eigentlich treibe². Vierzehn Tage später erhielt er einen Lebensabriß, in

¹ Um Verwechslungen mit der ebenfalls in Berlin erscheinenden „Preußischen Zeitung“ zu vermeiden, legte die „Neue Preußische Zeitung“ seinerzeit selbst Wert darauf, nach ihrem Titелеmblem als „Kreuzzeitung“ bezeichnet zu werden. Diese Bezeichnung wurde allgemein üblich und beibehalten, auch als die „Preußische Zeitung“ ihr Erscheinen eingestellt hatte; sie wird im Text ausschließlich verwendet. Bei den Quellenangaben steht dafür die Abkürzung NP(K)Z.

² Theodor Storm an F. am 28. Juni 1860. In: *Theodor Storm – Theodor Fontane. Briefwechsel*. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft hg. v. Jacob Steiner. Berlin 1981, S. 112.

dem der Absender ihm seine neue bürgerliche Existenz mitteilte und zugleich die Verletztheit seiner politischen Psyche nach der Rückkehr aus London zu erkennen gab³:

„Ging 1855 im September nach England, kam im Januar 1859 zurück. Wurde als ‚reaktionsverdächtig‘ beiseite gesetzt, fungierte 5/4 Jahr als ‚freier Schriftsteller‘ und trat dann vor etwa sechs Wochen als Redakteur des englischen Artikels bei der Kreuzzeitung ein. Der Verachtung eines freien Schleswig-Holsteiners ist er also unweigerlich verfallen. Muß sich drin finden und trägt es mit Fassung. Sie müssen denken: ‚er war von je ein Bösewicht‘.“

Das Bekenntnis des reaktionsverdächtigen Beiseitegesetztheits, das beim unbefangenen Leser dieser Zeilen den Eindruck erwecken mußte, der neue „Kreuzzeitungs“-Redakteur gehöre zu den „Malkontenten“ der im Herbst 1858 abgelösten reaktionären Regierung des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel, stellt sich bei näherer Betrachtung und dank neuer biographischer Erkenntnisse⁴ als ein Argwohn aus dem eigenen Ich dar, der Fontane beherrscht zu haben scheint, seitdem er preußischen Boden wieder betreten hatte.

„Wer unter Manteuffel, wenn auch nur in kleinster und gleichgültigster Stelle gedient hatte, war mehr oder weniger verdächtig. Ich also auch“, heißt es in „Von Zwanzig bis Dreißig“⁵. „Mir wurde das, kaum in Berlin wieder eingetroffen, auch gleich fühlbar, berührte mich aber so kolossal komisch, daß ich zu keinem Ärger darüber kommen konnte. ‚Mußt du eine wichtige Person sein‘, sagte ich mir, während ich doch am besten wußte, daß ich so gut wie gar nichts geleistet hatte.“ Die bekenntnisthaften Briefe an die Freunde aus jener Zeit vermitteln jedoch ein weniger heiteres Bild als das hier am Lebensende für die Nachwelt zur Selbststilisierung geschönte eines amüsierten Fontane.

In London hatte er, je länger seine Tätigkeit als der preußischen Gesandtschaft attachierter Presseagent gedauert hatte, „das Gefühl des *Gelähmtseins* aller Kräfte“ an sich gespürt und sich mehr und mehr – wie in anderen Krisensituationen seines Lebens – in einem nervösen Krankheitszustand befunden.⁶ Die „Geistesöde, der Mangel an Zu-

³ F. an Theodor Storm, [Mitte Juli 1860]. In: HFA IV, 1, S. 711.

⁴ Theodor Fontane und Friedrich Eggers. *Briefwechsel 1858/1859*. Hg. u. kom. v. Roland Berbig. In: FB I 56, 1993, S. 4–32.

⁵ Der Tunnel über der Spree, Siebentes Kapitel. George Hesekei. In: NFA XV, S. 256.

⁶ „[...] der ganze innre Organismus ist wie gestört“ schreibt F. an Wilhelm von Merckel am 13. Juli 1858. In: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel*. Hg. v. Gotthard Erler, 2 Bde. Berlin, Weimar 1987, Bd. 2, S. 91.

spruch, Teilnahme und Anerkennung“, die er in Briefen beklagte⁷, mußte er um so stärker empfinden, als er eine Zeitlang geglaubt hatte und wohl auch mit Recht hatte glauben können⁸, das Ministerium Mantuffel nähme an seiner Entwicklung und Verwendung im Staatsdienst „ein leises Interesse“; statt in der Rolle eines „Favoriten“, sah er sich jedoch in der eines „Verbannten“⁹.

Der Regierungswechsel in Preußen und die vagen Auskünfte, die er von dort über sein weiteres Schicksal als Presseagent erhielt¹⁰, festigten seinen Entschluß, seinen Vertrag mit der Zentralstelle für Presseangelegenheiten „mit Manier“, was heißen sollte, „mit möglichst geringem Geldverlust“¹¹ und ohne nervenaufreibenden Affront¹², vorzeitig zu lösen und nach Berlin zurückzukehren. Am 2. Dezember 1858, kurz nach den Wahlen zum preußischen Landtag (12./23. November), die den Konservativen ein vernichtendes Ergebnis gebracht hatten, reichte er sein Entlassungsgesuch ein.¹³ Wenige Wochen später bewilligte der neue Direktor der Berliner Zentralpressestelle, Julius von Jasmund, den Antrag; die Londoner Pressestelle wurde aufgelöst, Fontanes Vertragsverhältnis

⁷ Ebd. S. 92.

⁸ Vgl. den Brief v. Friedrich Eggers an F., [14. November] 1858. In: *Theodor Fontane und Friedrich Eggers* (Anm. 4), S. 8 f.

⁹ F. an Wilhelm von Merckel, 25. Oktober 1858. In: *Die Fontanes und die Merckels* (Anm. 6), Bd. 2, S. 147.

¹⁰ Vgl. Metzels Brief an F. v. 13. November 1858, in dem es zum Schluß heißt: „Über unsere gegenwärtige Situation kann ich Ihnen durchaus nichts mehr melden, als daß wir neue Minister haben; wer sich der Zentralpressestelle annehmen, ob dieselbe in ihrer bisherigen Organisation verbleiben oder Änderungen erfahren wird, darüber wissen andere Leute mehr und Genaueres als ich selbst. Sie werden daraus Ihre Schlüsse machen können, denen ich nach keiner Richtung vorgreifen will.“ Zit. nach Fritz Behrend *Theodor Fontane und die „Neue Ära“*. In: *Archiv für Politik und Geschichte*, Jg. 2, Bd. 3, 1924, S. 486, Anm. 1.

¹¹ F. an Friedrich Eggers, 17. November 1858. In: *Theodor Fontane und Friedrich Eggers* (Anm. 4), S. 11.

¹² F. an s. Mutter am 20. Dezember 1858 (HFA IV, 1, S. 640): „Erfüllt man indeß meine billigen Wünsche *nicht*, so wird die Sache unangenehm, weil dann das berühmte preußische Hin- und Herschreiben, das Schachern und Prachern um jeden Groschen beginnt, ein trostloses und noch dazu kostspieliges Geschäft [...]“ Vgl. auch F.s Brief an Henriette von Merckel, 5. Oktober 1858. In: *Die Fontanes und die Merckels* (Anm. 6), S. 131.

¹³ F. an Rudolf von Auerswald, den für die Zentralstelle für Preßangelegenheiten zuständigen Minister der Neuen Ära, 2. Dezember 1858. In: HFA IV, 1, S. 637 ff.

vor der Zeit durch eine einmalige Abfindung in Höhe seines bisherigen Jahresgehalts gelöst. Das Ziel, „mit Manier“ aus London fortzukommen, war erreicht. London war ihm in mancherlei Hinsicht, besonders aber politisch-publizistisch, „eine gute Schule“ gewesen.¹⁴ Jetzt sehnte er sich „nach würdigerer Umgebung und nach würdigeren Aufgaben“¹⁵, ohne jedoch eine irgendwie konkrete Vorstellung davon zu haben, wie diese Wünsche zu erfüllen seien. Er erwartete, daß man ihm, dem England-Erfahrenen, Avancen machen werde und „irgendeine anständige Beschäftigung irgendwo“ sich schon finden lassen werde.¹⁶

An eine Annäherung an die neue Regierung dachte er nicht, wenigstens zunächst nicht. Seine Londoner Briefe an die Freunde zeigen ihn weniger in parteipolitischen Abgrenzungen als in politisch-moralischen Bindungen argumentierend. „Es fällt mir gar nicht ein, mich den ‚neuen Leuten‘, selbst wenn sie mir gefallen sollten, dienstfertig zu nähern“, hatte er einen Tag vor der Regierungsübernahme durch den Prinzregenten Wilhelm (I.) Anfang Oktober 1858 an Henriette von Merckel geschrieben und auf seine „gefährdete Reputation“ verwiesen, einschränkend allerdings damals schon hinzugefügt¹⁷: „Ich verschwöre solche Dinge nie, weil man nie wissen kann, wie sich's hinterher macht, aber für den Augenblick sprech ich meine vollste Überzeugung dahin aus, daß Klugheit und anständige Gesinnung in gleichem Maße fordern, der alten Fahne (wenn ich ihr auch nicht wie ein begeisterter Lützowscher Jäger, sondern nur wie ein alter Landsknecht angehört habe) treu zu bleiben.“ Auch wenn er „nie“ ein Anhänger Manteuffels gewesen sei, so habe er dessen Regime, „ob gut oder schlecht“, dafür zu danken, daß es ihn über Wasser gehalten, ihm Brot gegeben und ihm seinen Aufenthalt in England ermöglicht habe.¹⁸ Außerdem traue er den „Neuen“ auch nicht;¹⁹ sie sollten erst zeigen, ob sie's besser zu machen verstünden²⁰. Im noch so jungen öffentlichen politischen Leben Preußens mit seinen erst langsam heranreifenden politischen Parteien ist die sich hier ausspre-

¹⁴ F. an Henriette von Merckel, 5. Oktober 1858. In: *Die Fontanes und die Merckels* (Anm. 6), S. 132.

¹⁵ F. an Wilhelm von Merckel, 25. Oktober 1858. Ebd. S. 147.

¹⁶ F. an Henriette von Merckel, 1. Januar 1859. Ebd. S. 178.

¹⁷ F. an Henriette von Merckel, 6. Oktober 1858. Ebd. S. 133.

¹⁸ F. an Wilhelm von Merckel, 25. Oktober 1858. Ebd. S. 147.

¹⁹ F. an Henriette von Merckel, 6. Oktober 1858. Ebd. S. 133.

²⁰ F. an Friedrich Eggers, 20. November 1858. In: *Theodor Fontane und Friedrich Eggers* (Anm. 4), S. 13.

chende Gesinnungstreue und Konsequenz eines politischen Charakters bemerkenswert. Die Gegensätze zwischen den diffusen Parteiströmungen der nachrevolutionären Repressionsjahre in Preußen waren fließend, mehr gradueller Art und eines Ausgleichs durchaus fähig. Das politische Denken im Links-Rechts-Schema bestand zwar, war aber vielfältig durchbrochen.²¹ Politische Wandlungsfähigkeit war weder ungewöhnlich noch ehrenrührig.

Die Berliner Freunde, die ihre „Farbe“ in der neuen Regierung vertreten sahen, verstanden Fontanes Argumente nicht. Verwundert wähten sie ihn in der Rolle des selbstgewählten „Märtyrers“, der die Charakterrolle „für die Ehre des großen Abgetretenen“ gewissenhaft durchspielen wollte. Sie betrachteten ihn „alle, ohne Ausnahme“, wie ihn Bernhard von Lepel wissen ließ²², als einen „narr’schen Kerl“ und nannten seine Fahrentreue einen „isolierten Standpunkt“. Als Friedrich Eggers ihn schließlich mahnen zu müssen meinte²³: „Du bist zuletzt nicht der große Politiker, der Du Dich glaubst“, stellte er die politisch-narzistische Psyche des Freundes infrage. Sie war es letztlich, die Fontane hinderte, mit fliegenden Fahnen in das „andere“ Lager überzuwechseln. Noch aber fehlte ihm die unmittelbare Nähe zum aktuellen politischen Leben in Preußen, die einen solchen Wechsel für ihn selbst glaubhaft machen konnte.

Die politischen Spannungen, die der nach Berlin Zurückgekehrte spürte, und die geringen Aussichten auf eine einigermaßen gesicherte Existenz nährten in ihm den Verdacht, daß man in ihm den Manteuffelschen „Apostel“²⁴ nicht vergessen könne. Dieser Argwohn, der ihn noch am Tag seiner Ankunft in der preußischen Metropole seinen bisherigen Vorgesetzten Ludwig Metzel „halb-heimlich“²⁵ aufsuchen ließ, wurzelte in seiner von ihm selbst oft eingestandenen Soupçon-Natur, die sich in der Folgezeit fast zu einer Obsession entwickelt zu haben scheint und

²¹ Vgl. Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte. 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1993, S. 717.

²² Bernhard von Lepel an F., 28. November 1858. In: *Theodor Fontane und Bernhard von Lepel – Ein Freundschaftsbriefwechsel*, hg. v. Julius Petersen, 2 Bde, München 1940, Bd. 2, S. 249.

²³ Friedrich Eggers an F., 23.11.1858. In: *Theodor Fontane und Friedrich Eggers* (Anm. 4), S. 15.

²⁴ F. an Friedrich Eggers, [31. Januar 1859]. In: HFA IV, 1, S. 650.

²⁵ F. an Emilie, 19. Januar 1859. In: HFA IV, 1, S. 643.

die sein flatterndes politisches Selbstbewußtsein seit seiner Rückkehr von England offenbar macht. Dabei hatten sich die Repräsentanten der „Neuen Ära“ ihm gegenüber nach allem, was darüber bekannt ist, eher unvoreingenommen gezeigt²⁶.

Fontanes Briefe und Tagebuch verzeichnen für die ersten Wochen und Monate des Jahres 1859 Kontakte zu Metzels Nachfolger Julius von Jasmund. Diese Besuche und die erwähnten „Eingaben“ beziehen sich auf die Höhe der Abfindung nach seinem vorzeitigen Ausscheiden in London und auf die Modalitäten der Auszahlung.²⁷ Daß er dabei auch die Gelegenheit ergriff, sich um die Feuilletonredaktion der „Preußischen Zeitung“, das Regierungsblatt der „Neuen Ära“, „für den Fall einer eintretenden Vacanz“ zu bewerben²⁸, war durch Tunnelfreund Friedrich Eggers bewirkt worden. Eggers wollte seinen Posten als Redakteur des Feuilletons der „Preußischen Zeitung“, der ihn nicht ausfüllte, aufgeben. Er hatte an Fontane als seinen Nachfolger gedacht, zunächst zur Verärgerung dessen, dem er damit helfen wollte. Denn Fontane würde sich, wie er kurz nach seiner Rückkehr von London bekannte, „am liebsten als harmloser Schulmeister und in ähnlichen Qualitäten“ durchschlagen, „nur die pater familias-schaft“ treibe ihn, auf Eggers Vorschlag einzugehen und bei seiner ungesicherten Lage dort zuzugreifen, wo sich ihm eine Gelegenheit biete.²⁹ Das klingt nicht nach einem dienstfertigen Lieblingen mit den neuen Mächten³⁰, sondern eher nach der bitteren Erkenntnis, daß ihm die Existenzsorgen nicht die Freiheit zu einem wirtschaftlich ungebundenen Leben ließen. In dieser Situation suchte er die Nähe zur neuen Regierung, weil er nur dort als politischer Journalist, als der er sich verstand, eine Chance für seine Verwendung – und darauf

²⁶ Roland Berbig in seiner Einleitung zu: *Theodor Fontane und Friedrich Eggers* (Anm. 4), S. 5.

²⁷ Die drei aus dieser Angelegenheit erhaltenen F.-Briefe an Julius von Jasmund befinden sich im GStA Merseburg, Akte: Staats-Ministerium. Central-Stelle für Press-Angelegenheiten. Acta betreffend: die *Beschäftigung des Schriftstellers Theod. Fontane* hierselbst bei der Redaction der *Preußischen* / „Adler“ / *Zeitung*, resp. der Central-Preßstelle vom 27. Jan. 1851 bis 1898. Registr: Deutsches Zentralarchiv, Hist. Abt. II, 2.3.35 Nr. 45, Bl. 77–78 (= Nr. 1); 80 (= Nr. 2); 85 (= Nr. 3).

²⁸ F. an Friedrich Eggers, [31. Januar 1859]. In: *Theodor Fontane und Friedrich Eggers* (Anm. 4), S. 22.

²⁹ F. an Friedrich Eggers, [22. Januar 1859]. Ebd. S. 21.

³⁰ So Berbig, ebd., S. 7.

kam es ihm offenbar an – „innerhalb der politischen Sphäre“³¹ sah. Seine politische Psyche blieb mehrdeutig: Moralisch fühlte er sich der Ära Manteuffel verpflichtet, politisch hielt er auch weiterhin die Traditionen Altpreußens hoch, die die Reaktions-Ära auf ihre Fahne geschrieben hatte, und zugleich empfand er Sympathien für das neue gemäßigt-liberale Ministerium, auch wenn er gegenüber dessen Durchsetzungsfähigkeit und Dauer skeptisch blieb. Als er nach fast viermonatigem Bemühen Paul Heyse gestand, daß er beruflich noch immer keine festen Anknüpfungspunkte gefunden habe, meldete sich erneut sein Argwohn: Man habe sich „mehr denn sonderbar“ gegen ihn benommen und ihn dadurch, „aus persönlichen Motiven“, einer Partei entfremdet, zu der er „eigentlich gehöre“ und der er „auch jetzt noch das Zugeständnis größter Respektabilität mache.“³²

Ende Juli schließlich, als er – wiederum durch Friedrich Eggers Vermittlung – in den Kreis der Vertrauenskorrespondenten des Literarischen Büros des Staatsministeriums aufgenommen worden und dessen neuem Leiter Max Duncker unmittelbar zugeordnet war, schien das erstrebte Ziel erreicht – aber nicht auf lange. Sein journalistischer faux pas, die in „Von Zwanzig bis Dreißig“ nur verschlüsselt angedeutete Verletzung des Amtsgeheimnisses durch eine vorzeitige Veröffentlichung in den „Hamburger Nachrichten“, die den Prinzregenten verärgert hatte, führte – offenbar auf dessen „Befehl“³³ – zu einem ernsten Verweis Fontanes, zu dessen Ausschluß aus dem Kreis der Vertrauenskorrespondenten – der Prinzregent ließ sich schriftlich davon unterrichten – und zur Auflösung des Anstellungsverhältnisses zum 1. Januar 1860.

Nicht sofort scheint Fontane die ganze Tragweite seiner journalistischen Voreiligkeit wirklich erkannt zu haben. Im ersten Impuls spricht er von der „Entgegennahme eines kleinen liebenswürdigen Rüffels“³⁴ und offenbart damit, wie wenig er sich auf die im politischen Journalismus steckende Brisanz verstand und wie schwer es seiner weniger politischen als ästhetischen Natur damals fiel, „sich in die politischen Tagesfragen

³¹ F. an s. Mutter, 3. März 1859. In: HFA IV, 1, S. 656.

³² F. an Paul Heyse, 13. Mai 1859. In: HFA IV, 1, S. 671.

³³ Vgl. Duncners Schreiben an den Prinzregenten vom 16. November 1859. In: Fritz Behrend *Theodor Fontane und die „Neue Aera“* (Anm. 10), S. 494.

³⁴ F. an Emilie, 14. September 1859. In: HFA IV, 1, S. 679. In sein Tagebuch schreibt er am selben Tag: „Kleiner Rüffel wegen vorzeitiger Mitteilungen über die ‚Schwerinsche Antwort‘.“ In: GBFA *Tagebücher II*, S. 272.

vollständig hineinzusetzen“³⁵. Er hatte seine Journalistenkarriere auf ein neues politisches Bein gestellt, war mit Engagement bei der Sache gewesen und hatte sich bei seinem Übereifer nichts gedacht. So schliddernte er arglos in diese Affäre hinein und war unangenehm berührt, als ihm seine Indiskretion bewußt gemacht wurde. „Ich dachte, man würde mir Anträge machen, — da haben wir nun die Bescherung“³⁶.

Erneut sah er sich abgelehnt, wenn auch dieses Mal aus eigenem Verschulden. Und wiederum scheint er sich als journalistischer Repräsentant des konservativ-monarchischen Preußen zurückgesetzt gefühlt zu haben. Der Stachel saß tief. Er reagierte narzistisch gekränkt und bezeichnete sich nun als „wackren Reaktionär“³⁷. Von da aus war der Schritt zum Eintritt in die konservative „Kreuzzeitung“ nicht mehr groß und nur noch eine Frage der Gelegenheit. Als sie sich ihm geboten hatte und er bereits seit über zwei Monaten Redakteur der „Kreuzzeitung“ war, wird im Staatsministerium derselbe Max Duncker, der ihn hatte entlassen müssen, über ihn schreiben³⁸: „Seine schriftstellerische Befähigung, sein geordnetes und sittlich reines Leben, seine gute Gesinnung und seine auf die Seele gerichteten Bestrebungen haben seitens des literarischen Bureaus immer volle Anerkennung gefunden.“

Diese wohlwollende Bemerkung steht im Zusammenhang mit Fontanes Gesuch um eine staatliche Unterstützung für seine Lokalforschungen zu seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und mit den Überlegungen des Kultusministers der „Neuen Ära“, August von Bethmann-Hollweg, Fontane für das wissenschaftliche Beiblatt, das als Beilage zur „Preußischen Zeitung“ geplant war, heranzuziehen. Erst Duncckers Hinweis, daß Fontane inzwischen bei der „Kreuzzeitung“ beschäftigt sei, löste jenes „Verhör“ über seine „Zeitungs-Beziehungen“ aus, das Fontane in seinem Tagebuch erwähnt hat.³⁹ Duncckers danach verfaßter Briefentwurf, der erhalten ist⁴⁰, macht deutlich, daß der erbetenen Re-

³⁵ Äußerung des preußischen Gesandten in London, Albrecht Graf Bernstorff, am 16. Dezember 1856, zit. nach Charlotte Jolles, *Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes*, ²1988, S. 180, Anm. 205.

³⁶ F. an Emilie, 14. September 1859. In: HFA IV, 1, S. 679.

³⁷ F. an Wilhelm Wolfsohn, 8. Dezember 1859. In: *Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn*, hg. v. Christa Schultze, Berlin, Weimar 1988, S. 160.

³⁸ Briefentwurf v. 13. August 1860. In: GStA Merseburg (wie Anm. 27), Bl. 100.

³⁹ F. am 23. Oktober 1860. In: GBFA *Tagebücher II*, S. 275.

⁴⁰ Briefentwurf vom 30. Oktober 1860. In: GStA Merseburg (wie Anm. 27), Bl. 103.

muneration nicht die politische Gesinnung des Literaten Fontane im Wege gestanden hat, sondern daß es die fortwährend „feindselige Haltung“ der „Kreuzzeitung“ zur Regierung war, die die Unterstützung eines Mitarbeiters gerade eines derart oppositionellen Blattes aus Staatsmitteln nicht opportun erscheinen ließ. Daß ihm diese Unterstützung schließlich doch gewährt wurde, spricht dafür, wie unbegründet Fontanes Argwohn war, sich als Manteuffel-„Apostel“ im Ministerium abgestempelt zu sehen. Da er selbst aber in diesem Denken befangen war, schien ihm der Weg zur „Neuen Ära“ versperfter, als er es allem Anschein nach in Wirklichkeit gewesen ist.

Fontanes Feuilleton-Beziehungen zur „Vossischen Zeitung“ waren seit August 1859 und die zur „Preußischen Zeitung“ seit September 1859 unterbrochen. Was lag da näher, als die Nähe zu jenem konservativen Blatt zu suchen, das seine Feuilleton-Beiträge seit Juli 1859 am bereitwilligsten aufgenommen hatte und zudem den Vorzug besaß, keinen Anstoß an seiner „Manteuffel-Vergangenheit“ nehmen zu können. Es war ein überlegter Schritt, bedingt durch das „Einmaleins des täglichen Brotes“ und gefördert durch seine verletzte Psyche.

Im März 1850, als in der Erfurter Augustinerkirche das Unionsparlament getagt hatte, in dem die „Kreuzritter“ Julius Stahl, Otto von Bismarck, Hans Kleist von Retzow und Ludwig von Gerlach als Vertreter der äußersten Rechten saßen, lenkte der Berliner Korrespondent der demokratischen „Dresdner Zeitung“ das Interesse der Leser auf die „Kreuzzeitung“⁴¹: „Sie blüht noch nach wie vor“, heißt es darin, „es blüht der phrasenreiche, im Bibelton gehaltene Stil ihres Leitartikelschreibers, des Assessors und Irvingianers Wagener; es blüht, mit Hilfe der Demokratie, die ohne Kreuzzeitung nicht leben und nicht lachen kann, auch die Zahl ihrer Abonnenten; nur eines blüht nicht – ihre Zukunft.“ Ein Jahrzehnt später war der Verfasser dieser Zeilen – „mit den Jahren ehrlich und aufrichtig konservativer“ geworden⁴² – selbst einer der Redakteure dieser Meinungsführerin der rechten Presse in Preußen und bemüht, für ihre weitere Zukunft zu schreiben.

Das Tunnelmitglied George Hesekeel hatte Fontane – nach dem diesem Literatenfreund eigens gewidmeten Kapitel in „Von Zwanzig bis

⁴¹ K Berlin, 23. März 1850. In: HFA III, 1, S. 66.

⁴² F. an Paul Heyse, 28. Juni 1860. In: HFA IV, 1, S. 709.

Dreißig“ – aus seiner „mehr oder weniger bedrücklichen Lage“ befreit⁴³ und die „geschäftliche“ Beziehung zur „Kreuzzeitung“ für ihn hergestellt. Bei diesem Hesekiel-Kapitel lohnt es sich kurz zu verweilen, da es eine besondere Stellung im Gesamtzusammenhang der Autobiographie Fontanes einnimmt.

Das Hesekiel-Kapitel

Fontanes zehnjährige Zugehörigkeit zur Redaktion der „Kreuzzeitung“ gehört zu den von den Biographen am meisten vernachlässigten Abschnitten in seinem Leben. Seine politischen Grundpositionen und die preußisch-patriotischen Bekenntnisse dieser Jahre harmonieren wenig mit dem Bild des Dichters des Vormärz und des Romanciers des wilhelminischen Kaiserreichs. Die Fontane-Forschung fand sich hierin in stillschweigendem Einverständnis, wenn auch mit unterschiedlichen Akzentsetzungen. Man hielt sich an das Ästhetisch-Literarische, an die in der „Kreuzzeitung“ publizierten Feuilletonbeiträge, zu denen Erstveröffentlichungen von Kapiteln der „Wanderungen“, einige hurrapatriotische Gedichte⁴⁴ sowie eine Vielzahl von Rezensionen, Vortragsbesprechungen und Kunstausstellungsberichten gehören, die von einem beeindruckenden Arbeitspensum zeugen. Der politische Redakteur und dessen tagespolitische Arbeiten blieben ausgespart. Dabei hätte das Forschungsinteresse nach Jahren kontroverser Diskussion über Fontanes Konservatismus gerade in seinen politischen Artikeln für die „Kreuzzeitung“ eine Interpre-

⁴³ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 256. (Sofern nicht anders vermerkt, stammen im folgenden alle Zitate aus dem Hesekiel-Kapitel in *Von Zwanzig bis Dreißig*.)

⁴⁴ Außer dem Gedicht „Einzug“, dessen Erstveröffentlichung in der „Kreuzzeitung“ Nr. 289 v. 9.12.1864 bereits bekannt ist, vgl. AFA *Gedichte I*, Anm. zu S. 593, erschien in der Beilage der „Kreuzzeitung“ Nr. 109 v. 12.5.1864 erstmalig auch, unter vollem Namen, „Der Tag von Düppel“ mit den in AFA *Gedichte I*, Anm. zu S. 229 verzeichneten Varianten. Die Veröffentlichung des Gedichtes „Einzug. 20. September 1866.“ erschien ebenfalls erstmalig in der Beilage der „Kreuzzeitung“ Nr. 246 v. 21.10.1866, wiederum unter vollem Namen und mit dem Klammerzusatz unter der Überschrift: „Ich kann dies vortreffliche Gedicht erst jetzt abdrucken, weil ich es erst nach meiner Rückkehr von einer Reise kennen gelernt. Dr. Beutner.“ Die Varianten zum Abdruck in F.s *Der Deutsche Krieg von 1866*, Berlin 1871, Bd. 2, S. 332, entsprechen denjenigen der in AFA *Gedichte I*, Anm. zu S. 239 angegebenen.

tationsquelle finden können. Statt dessen hielt man daran fest, Fontane „zu keiner Zeit politisch so wenig in Anspruch genommen“ zu sehen wie in diesen Jahren⁴⁵. Spät erst wurden diese Verdrängungen und Versäumnisse der Forschung zur Sprache gebracht.⁴⁶

Erheblichen Anteil an dieser wissenschaftlichen Vernachlässigung wird man Fontane selbst zuschreiben müssen. Im Februar 1896, als er Julius Rodenberg einige Kapitel seiner Erinnerungen „Der Tunnel über der Spree“ zum Vorabdruck in der „Deutschen Rundschau“ angeboten hatte, sprach er ihn besonders auf das noch ausstehende George Hesekiel-Kapitel an, das sein „ganzes Kreuzzeitungsleben“ behandle und das er vorzugsweise vorab veröffentlicht sehen wollte.⁴⁷ Dieses „Kreuzzeitungsleben“ steckt bei näherer Betrachtung voller Ungereimtheiten und scheint allein zum Zwecke der Stilisierung eines rückblickend als retrospektionsbedürftig empfundenen Vergangenheitsbildes geschrieben worden zu sein.

Das betrifft auch die darin geschilderte humorvolle und oft zitierte Vorstellungsszene – das Gespräch spart Fontane wohlweislich aus – bei der „Kreuzzeitung“⁴⁸:

„Der Chefredakteur der Kreuzzeitung fragte bei mir an, ob ich die Redaktion des englischen Artikels übernehmen wolle. Noch ein wenig unter den Gruselvorstellungen stehend, die sich, von 1848 her, an den Namen ‚Kreuzzeitung‘ knüpften, war ich unsicher, was zu tun sei, beschloß aber, wenigstens mich vorzustellen. Ein bloßer erster Besuch konnte ja den Kopf nicht gleich kosten. Immerhin hatte die Sache was von der Höhle des Löwen. Vier Uhr war Sprechstunde. Pünktlich erschien ich in der Bernburger Straße, wo der Chefredakteur der Kreuzzeitung schräg gegenüber der Lukaskirche wohnte. Matthäi wäre wohl besser gewesen, aber Lukas war auch gut. Endlich in der zweiten Etage glücklich angelangt, zog ich die Klingel und sah mich gleich darauf dem Gefürchteten

Unter dem Titel „Einzug in Berlin (20. September 1866)“ erschien das Gedicht (mit einigen leichten Varianten) in einer Buchedition zuerst in Ernst Fürste, *Der Tag von Königgrätz. Seine Feier in der Schule*, Magdeburg 1867, S. 38–39.

⁴⁵ Oft gebrachtes Zitat nach Jolles (Anm. 35), S. 145.

⁴⁶ Eindringlich durch Peter Wruck, *Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. Bemerkungen zum schriftstellerischen Sozialverhalten*. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam (Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek, Nr. 6), S. 1–39, bes. S. 15 ff.

⁴⁷ F. an Julius Rodenberg, 17. Februar 1896. In: HFA IV, 4, S. 534.

⁴⁸ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 257 f.

gegenüber. Er war aus seinem Nachmittagsschlaf kaum heraus und rang ersichtlich nach einer der Situation entsprechenden Haltung. Ich hatte jedoch verhältnismäßig wenig Auge dafür, weil ich zunächst nicht ihn, sondern nur sein unmittelbares Milieu sah, das links neben ihm aus einem mittelgroßen Sofakissen, rechts über ihm aus einem schwarz eingerahmten Bilde bestand. In das Sofakissen war das Eiserne Kreuz gesteckt, während aus dem schwarzen Bilderrahmen ein mit der Dornenkrone geschmückter Christus auf mich niederblickte. Mir wurde ganz himmelangst, und auch das mühsam geführte Gespräch, das anfänglich wie zwischen dem Eisernen Kreuz und dem Christus mit der Dornenkrone hin und her pendelte, belebte sich erst, als die Geldfrage zur Verhandlung kam. London hatte mich nach dieser Seite hin etwas verwöhnt, und ich sah mit Schmerz die Abstriche, die gemacht wurden. Als so zehn Minuten um waren, stand ich vor der Frage: ‚Ja‘ oder ‚Nein‘. Und ich sagte: ‚Ja‘. Nicht leichten Herzens. Aber vielleicht gerade weil es ein so schwerer Entschluß war, war es auch ein guter Entschluß, aus dem mir nur Vorteile für mein weiteres Leben erwachsen sind.“

Die Biographen haben diese Szene oft und gern als historisch zitiert, ohne daran zu denken, daß ihr Verfasser in seiner späten Autobiographik gerade mit dem Anekdotischen und besonders mit dem Anekdotischen in eigener Sache höchst absichtsvoll umgegangen ist und dadurch das Bild wesentlich mitgeprägt hat, das er der Nachwelt von sich hinterlassen wollte. Zwar möchte man jene scheinbar leichthin eingewebten humorvollen Inszenierungen und plaudernden Ausmalungen in seiner Autobiographie nicht missen, muß sie aber hinsichtlich ihrer historischen Bürgschaft kritisch prüfen.

Bereits 1902 machte die „Kreuzzeitung“ ihre Leser auf das Widersprüchliche dieser Vorstellungsszene aufmerksam, die den Eindruck vermittelt, als habe Fontane bis zu seinem Eintritt in die Redaktion noch keinen persönlichen Kontakt zu Chefredakteur Tuiskon Beutner gehabt. Zum Beweis veröffentlichte sie „eine Anzahl“ (heute verschollener) Briefe Fontanes an Beutner aus den Jahren 1856 bis 1859⁴⁹. Daß es in diesen Jahren auch bereits zu persönlichen Begegnungen mit Beutner gekommen war, läßt sich in Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1856 und 1857 ebenfalls nachlesen.⁵⁰

⁴⁹ NP(K)Z, Nr. 377, 14.8.1902; Nr. 379, 15.8.1902; Nr. 381, 16.8.1902, anonym.

⁵⁰ Tagebucheintragung 26. September 1856: „Nachmittag's zu Dr. Beutner (Briefe zugesagt aus Paris und London).“; Vgl auch die Eintragung vom 15. April 1857. In: GBFA *Tagebücher I*, S. 172 u. 239.

Wie hier so hat Fontane auch in anderen Teilen seiner autobiographischen Erinnerungsarbeit alles getan, das nachträgliche Interesse an sein „Kreuzzeitungsleben“ gar nicht erst aufkommen zu lassen, und für diesen Teil seiner Biographie vorsorglich selbst Regie geführt, um seiner Rolle eine gänzlich untergeordnete Bedeutung zuzuschreiben. Dies geschah auf eine sublimale Weise, indem er seine redaktionelle Inanspruchnahme weit heruntergespielt und von dieser Zeit als von seinen „allerglücklichsten“ Jahren gesprochen und betont hat, daß das Leben auf der Redaktion und das „nebenherlaufende“ gesellschaftliche Leben ein „sehr angenehmes“ gewesen sei:

„Es waren auf England hin angesehen, stille Zeiten, alles Interesse lag bei Frankreich oder bei uns selbst, und so kam es, daß zeitweilig jeden Morgen der Chefredakteur an meinen Platz trat und mir mit seiner leisen Stimme zuflüsterte: ‚Wenn irgend möglich, heute nur ein paar Zeilen; je weniger, desto besser.‘ Ich war immer ganz einverstanden damit und hatte bequeme Tage. Zuletzt freilich wurde mir das bloße Stundenabsitzen langweilig, und ich trat – ein kleiner Streit kam hinzu – meinen Rückzug von der Zeitung an.“⁵¹

Die Forschung hat diese Sätze stets zum Nennwert genommen, ohne darüber zu reflektieren, daß das Bild des unterbeschäftigten Fontane, der zeitweise täglich mit nichts anderem befaßt gewesen sein will als mit „nur ein paar Zeilen“ und dessen Redaktionszeiten sich ein Jahrzehnt lang in bequemer Langeweile dahingeschleppt haben sollen und das für ein Jahresgehalt von zunächst 900 Talern, ab April 1864 dann 1000 Talern, daß dieses Bild wenig Realitätswert besitzt und allen brieflichen Zeugnissen widerspricht, die wir aus jener Zeit kennen und in denen nachzulesen ist, wie sehr Fontane durch seine Redaktionsarbeit in Anspruch genommen war.⁵² Natürlich blickten gerade die intransigenten

⁵¹ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 261. Zum Streit war es wegen Vernachlässigung des Skandinavien-Artikels gekommen (vgl. unten Anm. 94).

⁵² Die Redaktionszeiten der „Kreuzzeitung“ (damals ein Abendblatt) waren von 9 bis 14 Uhr. Die mit F. offenbar vereinbarten täglichen drei Arbeitsstunden von 9½ bis 12½, vgl. F.s Brief an Emilie v. 4. Juni 1862 (HFA IV, 2, S. 66), reichten oft nicht aus. Es gibt zahlreiche Belege, daß er bis 14 Uhr auf der Redaktion festgehalten wurde: vgl. seine Briefe an Wilhelm Hertz v. 3.10.1860, 30.3.1861, 20.5.1863 (FHe, S. 17, 31, 88); ferner die Briefe an Wilhelm Hertz v. 9.10.1861 (FHe, S. 49), an Elise Fontane v. 31.7.1865 (HFA IV, 2, S. 141 f.), an die Mutter v. 29.5.1869 (HFA IV, 2, S. 233), an Emilie v. 26.11.1869 (HFA IV, 2, S. 270). Hesekei spricht in einem Brief an F. v. 26.12.1863, auf die Redaktion der „Kreuzzeitung“ anspielend, von „jenen

altpreußisch gesinnten Konservativen, die besonders zu Beginn der 60er Jahre noch großen Einfluß auf ihr Parteiorgan ausübten, in erster Linie auf Frankreich als Land der Revolutionen und des Militärdespotismus. Gleich an zweiter Stelle aber rangierte England, an dessen konstitutionell-monarchischer Verfassung die Licht- und Schattenseiten des Parlamentarismus exemplarisch betrachtet werden konnten. Erst in dem Maße, in dem gegen Ende des Jahrzehnts Frankreich als schwerwiegender außenpolitischer Gegner Preußens die Aufmerksamkeit der Bismarckschen Politik auf sich gelenkt hatte und Großbritannien durch seine innenpolitischen Probleme absorbiert war, verlor die Großbritannienspalte an Raum und Gewicht. Nun wird die Devise „je weniger, desto besser“ Gültigkeit gehabt haben.

Nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion spricht Fontane offen von der „Brutalität, die darin liegt, unsere Freiheit und unsere geistigen Kräfte auszunutzen“, und davon, daß die „Kreuzzeitungs“-Stellung „mit all ihren Meriten im kleinen Styl“ eigentlich eine „Tortur“ für ihn gewesen sei, eine „Tretmühle“, eine „Lahmlegung“ seiner Kräfte.⁵³ Das klingt nicht nach „bequemen“, „stillen“ Zeiten. Gewiß, Rückschauen des Alters sind oft mehr ein Ausdruck der Wünsche und Meinungen der schreibenden Gegenwart als ein getreues Abbild der beschriebenen Vergangenheit. Trotzdem drängt sich die Frage auf, warum Fontane, dem die innere Freiheit den Erscheinungen des Lebens gegenüber immer Richtschnur sein wollte, in seiner Altersbiographie diese Geistesfreiheit vermissen läßt und in verharmlosender Art dort seine Retusche vornimmt, wo die eigene politische Entwicklung ganz anderen Linien gefolgt war, als Anfang und Ende dieses Lebens es ahnen lassen. Gerierte er sich damit nicht ebenso unfrei wie die epigonenhafte Gesellschaft, in der er lebte und gegen die er in seinem Erzählwerk angeschrieben hat?

Eines der Motive für diesen Widerspruch liegt zweifellos in Fontanes tatsächlichem Engagement für die politischen Ziele des konservativen Parteiblattes im allgemeinen und für die Politik der Konservativen im besonderen. Sein in Von „Zwanzig bis Dreißig“ mehrmals auffällig betontes „erstes und letztes Auftreten als Politiker“, bezogen auf seine demokratische Wahlmannkandidatur zum preußischen Landtag im Früh-

Räumen [...], wo es eben so oft an Zeit als an Raum fehlt“ (Hs im Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam: St 67, 14).

⁵³ F. an Emilie, 13. Mai 1870. In: DüW I, S. 340.

jahr 1848⁵⁴, ist ein Indiz dafür, daß er in seinen späten Jahren sein zweites Auftreten als Politiker im Frühjahr 1862 nicht mehr aufgedeckt sehen wollte.

An entlegener Stelle, im Sonntagsblatt der „Kreuzzeitung“ vom 31. Dezember 1922, wurden schon vor über 70 Jahren 22 Worte aus Fontanes verschollenem Tagebuch von 1862 publiziert, die ein Ereignis aus seinem „verschwiegenen“ Leben enthalten, dessen Hintergrund erst vor einigen Jahren gelüftet werden konnte. Anlässlich der Wahlmänner-Wahl zum preußischen Landtag Ende April 1862 erwähnt Fontane darin den „glänzenden Sieg der Demokraten“ und fügt hinzu: „Ich erhalte unter den Konservativen die meisten Stimmen, 26, darunter eine für Herrn Phaniom⁵⁵; das hat man davon!“ Für Alfred Merbach, der diese Tagebuchnotiz damals veröffentlicht hat, war „nicht recht ersichtlich, um was es sich dabei handelte“⁵⁶. Der Vorgang geriet in Vergessenheit, bis der Zufall Hubertus Fischer aus dem Nachlaß des Freiherrn von Ledebur einen Wahlzettel der Konservativen anlässlich der Urwahl zum Abgeordnetenhaus am 28. April 1862 in die Hand spielte, auf dem den Berlinern des 139. Urwahlbezirks unter der Balkenüberschrift „Mit Gott für König und Vaterland!“ für die dritte Wahlklasse „Herr Fontane“ als Kandidat empfohlen wurde.⁵⁷ Fontane – ein feudaler Wahlmann in mit 1725 Seelen einem der größten Urwahlbezirke Berlins? Aussagekräftige briefliche Zeugnisse des Dichters über dieses Ereignis sind nicht überliefert. Wer den geschilderten Hintergrund kennt, dem erschließen sich aus einigen Briefen zwar interessante Mitteilungen⁵⁸, doch bleibt weiterhin im Dunkeln, welche Rolle Fontane bei dieser Wahl tatsächlich gespielt hat. Ganz unbedeutend scheint sie nicht gewesen zu sein, wußte doch

⁵⁴ Von Zwanzig bis Dreißig, Fritz, Fritz, die Brücke kommt, Viertes Kapitel. In: NFA XV, S. 354 ff.

⁵⁵ Charlotte Jolles entzifferte diesen Namen in ihren Exzerpten aus den verschollenen Tagebüchern als „Phantone“. In: GBFA *Tagebücher II*, S. 276. Zur Lesart vgl. Hubertus Fischer, „Mit Gott für König und Vaterland!“. *Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863*. 2. Teil, in: FBI 59, 1995, S. 74 ff.

⁵⁶ Alfred Merbach, *Theodor Fontanes Mitarbeit an der „Kreuz-Zeitung“*. In: NP(K)Z Beilage zu Nr. 579 v. 24.12.1922 u. Beilage zu Nr. 587 v. 31.12.1922 (dort auch das Zitat).

⁵⁷ Vgl. Hubertus Fischer, *Selbstanzeige: Gegen-Wanderungen*. In: FBI 43, 1987/1, S. 511–514.

⁵⁸ Vgl. Hubertus Fischer, „Mit Gott für König und Vaterland!“ *Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863*. In: FBI 58, 1994 S. 62–88 u. FBI 59, 1995, S. 59–84.

Mit Gott für König und Vaterland!

Dies ist der Wahlspruch der Conservativen, welche im Sinne des Königlichen Erlasses vom 19. März in dem zeitgemäßen und organischen Ausbau der Verfassung, nicht im Umsturz des Bestehenden, die Wohlfahrt des Vaterlandes suchen.

Denjenigen, welche unter den Herrn Urwählern des 139. Urwahl-Bezirks diese Gesinnung theilen, werden als Wahlmanns-Candidaten empfohlen:

Für die III. Wahl-Klasse:

Herr **Fontane**.

Herr Polizei-Lieutenant **v. Puttkamer**.

Für die II. Wahl-Klasse:

Herr Polizei-Lieutenant **v. Uechteritz**.

Herr Director **v. Ledebur**.

Für die I. Wahl-Klasse:

Herr Geh. Secretair **Bergmann**

Herr Geh. Registrator **Grundmann**.

Druck von G. Hildesheimer in Berlin.

die Nationalzeitung in ihrer Morgenausgabe vom 13. April 1862 folgendes zu berichten:

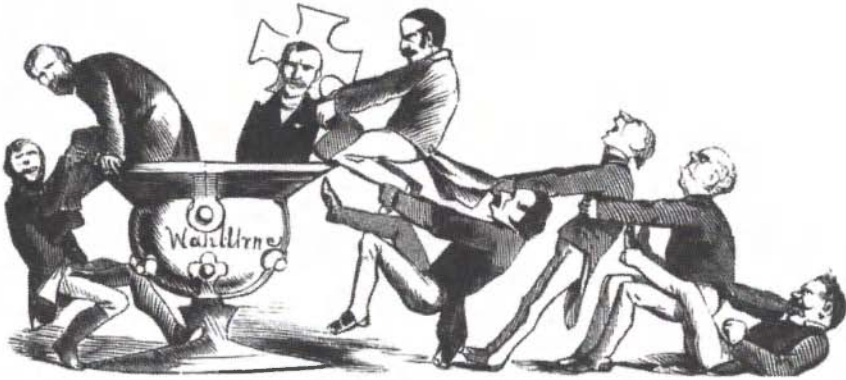
„Es werden in manchen Bezirken namentlich ganze Stöße der bekannten Flugblätter aus der Hickethier'schen Offizin in der ungezwungensten Weise verbreitet, indem man sie den erstaunten Wählern aller Farben zu beliebigem Gebrauche in die Wohnung sendet. Einem solchen dicken Paket, das uns zur Ansicht zugeht, ist ein Begleitschreiben beigelegt, nach welchem es sich jetzt nicht mehr um präzisere Programme, sondern nur noch um den einzigen großen Gedanken handelt: „alle Konservativen, d. h. Alle, welche die destruktiven und zersetzenden Tendenzen der Demokratie verwerfen, um eine Allen gemeinschaftliche Fahne zu sammeln“. Die Unterzeichneten gehören nun freilich fast sämtlich dem durch den ministeriellen Erlaß aufgerufenen Beamtenstande an und zwar einer gewissen in Berlin besonders zahlreich vertretenen Kategorie desselben. Das Schreiben trägt folgende Namen: Freih. v. Ledebur, Direktor; C. Bergmann, Geh. Sekretär; Fontane, Schriftsteller; G. v. Puttkammer, Polizei-Lieutenant; Grundmann, Geh. Registrator; Brandt, Geh. Kanzlei-Rat; Dennerlein, Geh. Sekretär; Dane, Kanzlei-Rat.“

Die erwähnten Flugblätter, die der Preußische Volksverein herausgab, trugen Titel wie „Liebe Freunde und Parteigenossen!“, „An Euch, Ihr preußischen Männer“, „An die Handwerker Preußens“, „An die Wähler aller Parteien“, „Was bedeutet der Hagensche Antrag?“, „Wer soll regieren?“, „Schafft Euch ein besseres Steuersystem an!“, „Schafft Euch eine kürzere Dienstzeit!“, „Schafft Euch eine billigere Justiz!“. Das letztere Flugblatt war heftig umstritten und hatte noch ein gerichtliches Nachspiel.

Was die Konservativen damals unter „destruktiven und zersetzenden Tendenzen der Demokratie“ verstanden, beantwortet ein Leitartikel Ludwig von Gerlachs, betitelt „Was ist Fortschritt?“, erschienen in der „Kreuzzeitung“ am 23. April 1862, wenige Tage vor der Urwahl.⁵⁹ Darin heißt es:

„Wir wollen *nicht*: Juden als Obrigkeiten und Lehrer – *nicht* Privilegierung des Wuchers – *nicht* Zivil-Ehe statt der kirchlichen Ehe – *nicht* Umsturz, wohl aber Reform, wo sie nötig sind, unserer Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassungen – *nicht* Zerstörung des Herrenhauses – *nicht*, daß der König abhängig sei, sondern daß er *König* sei. Wir wollen auch *nicht*, daß Steuern und Gesetze ohne die Landesvertretung über das Land ergehen; das ist bonapartisches, aber nicht preußisches, nicht deutsches Recht, – wir wollen *nicht*: die Alleinherrschaft bezahlter Schreiber und Juristen. Sondern wir *wollen*: Ein selbständiges, mächtiges Königtum, gestützt auf eine Landesvertretung, in welcher alle Selbständigkeiten des Landes nach Maßgabe ihres wahren Gewichts zu Worte kommen, Erhaltung des Rechts der Landesvertretung, wie es verfassungsmäßig feststeht in Be-

⁵⁹ NP(K)Z Nr. 94, 23. April 1862.



Nur mit der größten Anstrengung gehen aus der Wahlurne einige feudale
Wahlmänner hervor

[Fontane ist als 4. Figur v. r. zu erkennen]

ziehung auf neue Gesetze, neue Steuern und Kontrolle des Staatshaushalts, alt-preußische Sparsamkeit dieses Haushalts – Selbstregierung in Innung, Gemeinde, Kreis und Provinz, so daß jedem sein Recht wird, – christliche Ehe, christliche Schule, christliche Obrigkeit, christliche Kirche – neue Gesetze nur wo sie nötig sein, Recht und Gerechtigkeit zu schützen und dringende Bedürfnisse zu befriedigen – ein, wie bisher, tapferes und treues Heer, befehligt vom Könige, – Treue und Glauben in Deutschland, – und dasjenige Ansehen in Europa, welches Preußen als Großmacht haben muß, und welches Preußen durch den gewissenhaften Schutz jedes guten Rechts in seinem Innern und in Deutschland (aber auch *nur* dadurch) unfehlbar erobert. Das nennen *wir* Fortschritt!“

Der „Kladderadatsch“, im Berlin der Zeit das bei weitem auflagenstärkste Blatt und in der Einschätzung des Berliner Polizeipräsidioms „eine Art von literarischer Macht“⁶⁰, veröffentlichte bereits am 27. April, einen Tag vor der Urwahl, eine Karikatur mit der Bildunterschrift: „Nur mit der größten Anstrengung gehen aus der Wahlurne einige feudale Wahlmänner hervor.“ Unschwer ist darauf Fontane als Wahlmann zu erkennen, wie er sich an den Füßen seines Vordermannes festhält und mit hängenden Rockschoßen vom Boden abgehoben hat, um mit dem rechten Fuß die Wahlurne zu erklimmen.

⁶⁰ „[...] der Kladderadatsch ist durch 33 000 Abonnenten eine Art von literarischer Macht“ – aus den vertraulichen Berichten des Polizei-Präsidioms in Berlin vom 17.1.1860. In: GStA Merseburg, Akte R. 77 54 A Vol 2, Bl. 289.

Wie es zu dieser Wahlmannkandidatur kam, läßt sich nur vermuten. Die allgemeine Stimmung bei den Konservativen nach den seit 1858 immer empfindlicheren Wahlniederlagen in Folge war gedrückt. Das drohende erneute Wahldebakel einte die Fraktionen der Konservativen. Wiederholt und auf das dringendste ersuchte die „Kreuzzeitung“ ihre Leser und Parteigenossen, „sich mit *aller* Hingebung und Energie bei den bevorstehenden Wahlen zu *beteiligen*“⁶¹. Aufrufe solcher Art sowie der bei solchen Ereignissen wirkende Korpsgeist, vielleicht auch eine gewisse Opferbereitschaft, mögen Fontane bestimmt haben, sich trotz der ungünstigen Wahlprognosen als Wahlmann aufstellen zu lassen. Seine Tagebuchbemerkung „das hat man davon!“ spricht für sich. Große Chancen wird er sich nicht ausgerechnet haben. Denn nebenher schmiedete er Reisepläne. Drei Tage vor der Wahl stand die Route nach Kossenblatt über Fürstenwalde, Müncheberg und Buckow fest⁶², die ihn von Berlin fernhielt, als die Wahlmänner am 6. Mai 1862 das preußische Abgeordnetenhaus zu wählen hatten; an dieser Wahl hätte er im Falle eines persönlichen Erfolges teilnehmen müssen.

Sucht man nach weiteren Gründen für Fontanes Bedürfnis, die Erinnerungen an sein „Kreuzzeitungstum“ rückblickend einer späten Selbstzensur zu unterziehen, wird man die Geschichte der „Kreuzzeitung“ berücksichtigen müssen und ihr angeschlagenes Erscheinungsbild zur Zeit der Niederschrift seiner Autobiographie.

Die „Kreuzzeitung“ und ihr Redakteur

Im Revolutionsjahr 1848 zur Sammlung aller preußischen konservativ-monarchischen Kräfte gegen die revolutionäre Bewegung gegründet, war die „Kreuzzeitung“ von Anbeginn Sprachrohr des ständisch-gesinnten orthodox-konservativen ostelbischen Landadels. Noch vor der Parteigründung erschienen, hatte sie den Anstoß gegeben, aus einer „anfangs hauptsächlich royalistischen Vereinigung die konservative Partei mit ihren auf feste politische, kirchliche, wirtschaftliche und soziale Ziele gerichteten Bestrebungen“ zu schaffen.⁶³ „Kreuzzeitung“ und „Kreuzzei-

⁶¹ NP(K)Z, Nr. 98, 27.4.1862: Leitartikel: „Zur Wahl!“

⁶² F. an Mathilde von Rohr, 26. April 1862, Briefe Propyläen, III, S. 28.

⁶³ *Aus der Geschichte der Kreuzzeitung*. In: NP(K)Z, 30.6.1898, anonym.

tungspartei“ galten seither vor allem der liberalen Presse als Synonyme, und der sie tragende preußisch-ostelbische Landadel, spöttisch „Krautjunker“ genannt, erschien den Zeitgenossen als „der direkteste Gegensatz der wahren, hochherzigen Aristokratie“⁶⁴. Man bekannte sich unter dem Einfluß des Rechtsphilosophen Julius Stahl zur monarchischen Verfassung, die dem König die führende Macht im Staat einräumt, und sprach sich gegen eine weitgehende parlamentarische Mitgestaltung der Politik und gegen eine Ausweitung der Bürokratie aus. Der Wahlspruch „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland“, zur Zeit der Befreiungskriege Wahlspruch eines ganzen Volkes, wurde das Banner der „Kreuzzeitung“ bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Am 31. Januar 1939 stellte sie ihr Erscheinen ein.

Als Aktiengesellschaft wirtschaftlich sich selbst tragend, war das Blatt prinzipiell unabhängig von Krone und Regierung. Im Laufe ihrer Geschichte begab sie sich mal in den unmittelbaren Einflußbereich der Staatsmacht, mal stand sie in schroffem Gegensatz zu ihr. Die Persönlichkeiten der jeweiligen Chefredakteure – stark in ihrer Position als Hauptaktionäre – prägten die politische Tendenz des Blattes, kampf-freudig die einen, gemäßigt die anderen. Im Pro und Contra der Stellungnahmen Fontanes zur „Kreuzzeitung“ sind diese Phasen ablesbar.

Als Fontane zwischen Herbst 1894 und Frühjahr 1896 seine Erinnerungen niederschrieb, hatte die „Kreuzzeitung“ einen Tiefpunkt ihrer Geschichte erreicht. Im Frühjahr 1895 war jener berüchtigte „Scheiterhaufenbrief“ publik geworden, mit dem Hofprediger Adolf Stoecker 1888 den damaligen Chefredakteur, den Hochkonservativen Freiherrn Wilhelm von Hammerstein-Gesmold, bewogen hatte, gegen Bismarcks Kartellpolitik zu agitieren und zielbewußt auf eine Entfremdung zwischen dem damaligen Prinzen Wilhelm, der sich bereits in der Rolle des späteren Kaisers sah, und Bismarck hinzuwirken. Durch die Enthüllung wurde mit einem Mal offenbar, welche Rolle in diesem „großen taktischen Spiel von Verschwörung und Intrige“⁶⁵ die unter Hammerstein äußerst kämpferische „Kreuzzeitung“ durch ihre „Anti-Kartell-Front“ gespielt und dadurch den schließlichen Sturz Bismarcks mitgefördert hatte. Auch an dem Sturz Caprivis im Oktober 1894 war sie nicht un-

⁶⁴ „Augsburger Allgemeine Zeitung“, 25.12.1862.

⁶⁵ Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. II, *Machtstaat vor der Demokratie*, München ²1993, S. 335.

maßgeblich beteiligt gewesen, da sie den „Antisozialistenkurs“ des Kaisers heftig befürwortet und dessen Staatsstreichpolitik unterstützt hatte. Die „Kreuzzeitung“ bekämpfte besonders in jenen Jahren jede Politik, die den christlichen Staat und Thron in Gefahr bringen könnte, pflegte einen immer extremeren Antisemitismus und führte eine immer schärfere Sprache gegen die Sozialdemokratie. Sie verspielte dadurch auch ihre Rolle als führendes Organ der Deutschkonservativen. Empfindlichen Ansehensverlust erlitt sie zudem durch den von der Öffentlichkeit stark beachteten Skandalprozeß Hammersteins, der 1895 seines Amtes als Chefredakteur enthoben und wegen Betrugs und Urkundenfälschung zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die Vermutung liegt nahe, daß Fontane es auch vor diesem aktuellen Hintergrund für ratsam hielt, in einem späten autobiographischen Balanceakt zwischen Offenheit und Verschweigen, zwischen harmloser Plauderei und bewußt inszenierter Verschleierung politischen Abstand von der „Kreuzzeitung“ zu demonstrieren, auch wenn er sich ihr einst als „eine Zierde, ein kleiner Stolz“⁶⁶ zugehörig gefühlt hatte.

Mit dem Eintritt in die „Kreuzzeitungs“-Redaktion nahm Fontane einen Beruf auf, der nicht besonders angesehen war und kaum persönliche Achtung einbrachte. Die Bezeichnung „Redakteur“ galt als Titel, der sich zumeist auf federgewandte Schöngeister bezog, die nicht in erster Linie politische Köpfe zu sein brauchten, sondern sich vor allen Dingen aufs populäre Schreiben verstehen mußten, um die Tagesberichterstattung aus den verschiedenen Zitatmengen, die täglich einliefen und die es auszuwählen und entsprechend zu paraphrasieren galt, lesegerecht zuzubereiten. Die damals sich zunehmend auswirkende Technisierung und industrielle Vermarktung der Tagespresse rückte die persönliche Bedeutung des fast immer im Anonymen bleibenden Redakteurs weit in den Hintergrund. Das Publikum war „nur zu sehr geneigt“, wie die *Weser-Zeitung* im Juni 1861 bedauerte, „seine Aufmerksamkeit auf die Telegramme, lithographischen Korrespondenzen und Dampfpressen zu konzentrieren und im Anstaunen dieser mechanischen Vervollkommenung das persönliche Verdienst des journalistischen Arbeiters zu übersehen“.⁶⁷ Im Gegensatz zu England, wo der Redakteur sozial höher gestellt war

⁶⁶ F. an Emilie, 11. Mai 1870. In: HFA IV, 2, S. 308.

⁶⁷ *Weser-Zeitung*, 30.6.1861.

und Zugang zu gesellschaftlichen Zirkeln von Einfluß hatte, führte zudem der politische Zeitungsschriftsteller in Deutschland, wie Julius Duboc noch 1883 in seiner „Geschichte der englischen Presse“ analysierte⁶⁸, „den Kampf ums Dasein meistens in der schwersten Form“. Materiell ungenügend gestellt, sei er durch keine Pensionsberechtigung, keine andere Altersversorgung oder irgendeine prophylaktische Maßregel in seiner gebrechlichen Existenz geschützt, verzichte er von vornherein auf jede äußerlich ansehnliche Stellung wie auf die Möglichkeit, sich im Leben emporzuarbeiten. Obgleich Schriftsteller, entgehe ihm durch die Anonymität seines Schaffens die Befriedigung, müsse er sich meistens mit einigen flüchtigen Kulissenblicken auf die politische Schaubühne begnügen.

Im großen und ganzen trifft diese Einschätzung auch auf die Redakteure der „Kreuzzeitung“ zu. Auch für sie war zur Zeit der Mitarbeit Fontanes die Pensionsfrage ungeregt. Gerade darüber hat sich Fontane bekanntlich nach zehnjähriger Mitarbeit empört und letztlich aus diesem Grunde seine Stelle aufgegeben.⁶⁹ In einem entscheidenden Punkt aber unterschied sich die „Kreuzzeitung“ von anderen Tageszeitungen der Zeit: Als Parteiorgan war sie eng mit dem politisch-gesellschaftlichen Leben der konservativen Partei verquickt, an dem die Mitarbeiter der Zeitung unmittelbar Anteil nahmen. In Fontanes Erinnerung war das gesellige Leben der „Kreuzzeitungs“-Leute „das denkbar angenehmste, weil alles, was zum Bau gehörte, nicht bloß politisch oder redaktionell, sondern auch gesellschaftlich mitzählte“⁷⁰. Neben dem „Cercle intime“, der sich beim Chefredakteur privat traf („ein Sichversammeln im Familienkreise“ – „alles mehr Privatsache“) und neben den offiziellen

⁶⁸ Julius Duboc, *Geschichte der englischen Presse. Nach J. Grant's Newspaper Press*, frei bearbeitet, Hamburg 1883, S. XX.

⁶⁹ In einem Brief an Mathilde von Rohr rechtfertigt F. seine Kündigung: „Die unmittelbare Veranlassung war unbedeutend, das Maß war aber voll und so lief es über. Die Unfreiheit, die Dürre, die Ledernheit des Dienstes fingen an mir unerträglich zu werden, vor allem aber empörte mich mehr und mehr der Umstand, daß man nie und nimmer für gut fand, die wichtige *Pensionsfrage* auch nur leise zu berühren. Ich sagte mir also, das geht noch so 10 Jahr, dann sehnt man sich nach einer jüngeren Kraft, behandelt Dich schlecht und zwingt Dich Deine Stelle zu quittieren; *dem* komme ich lieber zuvor, *jetzt* kanns noch glücken; und danach hab ich gehandelt.“ In: HFA IV, 2, S. 311.

⁷⁰ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 261,

Repräsentations-„Festessen“ (anlässlich eines königlichen Geburtstages oder eines Berlin-Besuchs auswärtiger Mitarbeiter und Parteifreunde) zählt Fontane die sogenannte „politische Ressource“ zur wichtigsten Réunion des Blattes. Sie verfolgte den Zweck, „in jedem Redaktionsmitgliede das Gefühl einer besonderen Zugehörigkeit zu wecken oder, wo es schon da war, zu steigern. Keiner sollte sich als Lohnschreiber empfinden. Also Umwandlung des Hörigen in einen Freien“⁷¹. Das Ziel war, die Redakteure mit der „gesamten Obersphäre“ der Konservativen in Kontakt zu bringen. Fontane schreibt zwar, daß diese „politische Ressource“ kaum einen Winter Bestand gehabt habe, erinnert sich der Zusammenkünfte aber „mit einem ganz besonderen Vergnügen“. Hier wie bei allen anderen gesellschaftlichen Festlichkeiten der Redaktion konnte er sich nach Jahren der Isolation in England nah und zugehörig zur politischen Sphäre in Preußen fühlen und Einblicke in politisches Denken und Handeln gewinnen, die er als lehrreich empfunden haben wird. Sie haben ihn um jene Erfahrungen bereichert, die ihn zum Zeit- und Gesellschaftskritiker heranreifen ließen, der – wie in seinem späteren Romanwerk – immer auch das politisch Wirkmächtige im Blick hatte.

Über den Geist, der in den Redaktionsräumen⁷² herrschte und der ihm seinen Beruf als Redakteur angenehm gemacht hat, schreibt er: „Mit Vergnügen denk‘ ich an den trotz vieler Reibereien und persönlicher Gegensätze doch immer kamerdaschaftlichen Ton zurück“⁷³, und etwas später: „Von dem sprichwörtlichen ‚Der schwarze Mann kommt‘, wovor ich ganz aufrichtig gebangt hatte, war keine Rede; nichts von Byzantinismus, nichts von Muckertum. Alles verlief eher umgekehrt. Stärkste Wendungen, auch gegen Parteiangehörige, fielen beständig und von jener erquicklichen Meinungsfreiheit [...] wurde der weiteste Gebrauch gemacht.“ Eine „Oberredaktion“, die ihm das Leben sauer gemacht und

⁷¹ Ebd., S. 269. Vgl. dazu Ludwig v. Gerlachs Leitartikel „Die konservative Presse“. In: NP(K)Z, Nr. 19, 23.1.1862.

⁷² Verlag und Expedition der „Kreuzzeitung“ waren bis zum 25. September 1864 in der Dessauerstr. 5 untergebracht, vom 26. September 1864 an in der Hirschelstr. 4, die im April 1868 in Königgrätzer Str. 15 umbenannt wurde. Fontane wohnte bereits seit dem 1. Oktober 1863 in der Hirschelstr. 14, der späteren Königgrätzer Str. 25, und damit in unmittelbarer Nachbarschaft zur Redaktion.

⁷³ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, 261.



Tuiskon Beutner

seiner ganzen Natur nach dem Ausharren auf diesem Posten ein frühes Ende bereitet hätte, scheint es nicht gegeben zu haben.

Tuiskon Beutner, von 1854 bis 1872 Chefredakteur der „Kreuzzeitung“, hatte evangelische Theologie studiert und war Hauslehrer gewesen. Seinen „Hundeposten“⁷⁴, wie Fontane meint, übte er „wie andre mehr“⁷⁵ aus. Er war kein Politiker im eigentlichen Sinne; ihm fehlte der für die aktuellen Fragen der Zeit notwendige Spürsinn, besonders auf dem für den Landadel wichtigem wirtschaftspolitischen Gebiet. Der po-

⁷⁴ F. an Emilie, 2. Dezember 1869. In: HFA IV, 2, S. 281.

⁷⁵ Segeletz. Geh. R. H. Wagener. In: AFA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Dörfer und Flecken im Lande Ruppın. Unbekannte und vergessene Geschichten aus der Mark Brandenburg I*, hg. v. Gotthard Erler unter Mitarbeit v. Therese Erler, Berlin ²1992, S. 215.



Der *Kreuzzeitung* aber steigt die „Milch der legitimen Denkart“
in den Kopf, und sie verfällt in *Annexionsscheu* mit *Garibaldifieber*.
Onkel *Spener* wird in Mitleidenschaft gezogen

litisch-dialektische Stil des Blattes unter seinem Vorgänger Hermann Wagener, eine Mischung von scharfer Polemik, kalter Ironie und geistigem Hochmut, der das Image der Anfangsjahre der „Kreuzzeitung“ geprägt hatte, wurde unter Beutner moderater, ausgleichender. So gehörte das Blatt besonders seit der „Neuen Ära“ zu den zwar immer noch von liberaler und demokratischer Seite heftig angegriffenen Presseorganen, war aber kaum mehr von politisch maßgeblicher Bedeutung. Selbst der „Kladderadatsch“ verlor sein zu Wageners Zeiten oft und gern geäußertes Interesse an der satirischen Verhöhnung der hochkonservativen Prinzipien und beschäftigte sich in dieser Zeit nur noch gelegentlich mit dem Presseorgan der Rechten. Schon bald nach Bismarcks Regierungsantritt galt die „Kreuzzeitung“ bis zur Reichsgründung – vom Blatt selbst oft dementiert – sowohl national als auch international als „halboffiziös“, war doch Bismarck bekannt als einer der eifrigsten, der in der Gründungsphase des Blattes auf dessen Herausgabe und Gestaltung Einfluß genommen hatte.

Beutners Stellvertreter war Dr. Woldemar Heffter, ein ehemaliger Gymnasiallehrer, der 45 Jahre lang in der Schriftleitung der „Kreuzzei-



An den Gerüchten von Veränderungen im
Ministerio ist kein wahres Wort

Neue Preuß. Ztg.

tung“ tätig war. Sein „besonderes Feld“ war die Kirchenpolitik⁷⁶, die im politischen Teil und in der Feuilleton-Beilage breiten Raum einnahm. Daneben gehörten zu Fontanes Zeit zur „Redaktionskaprüle“⁷⁷ George Hesekei, Hermann Goedsche, Friedrich Adami und P. Fischer. Letzterer verließ das Blatt in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts. An seine Stelle ist möglicherweise jener Puckardt getreten, den Fontane in einem Brief an Ludovica Hesekei erwähnt hat.⁷⁸

Hesekei, den Fontane noch 1849 als „blonden Lügenpropheten“ apostrophiert und „für einen Lump und Erzschweinehund, für einen Mucker vom reinsten Wasser“ bezeichnet hatte⁷⁹ und dem er sich jetzt freundschaftlich verbunden fühlte, war „eine Hauptperson der Zeitung, zeitweilig *die* Hauptperson“⁸⁰. Seine „Domäne“ war der französische Artikel. Er war ein in konservativen Kreisen als literarisches Talent geschätzter Romancier und Verseschmied von ungewöhnlicher Produktivität. Wohlgelitten in der Partei, wurde er Bismarcks erster Vergil. Für Fontane

⁷⁶ Alfred Merbach, *Die Kreuzzeitung 1848–1923. Ein geschichtlicher Rückblick*. In: NP(K)Z, Nr. 274, 16. Juni 1923, S. 15.

⁷⁷ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 273.

⁷⁸ F. an Ludovica Hesekei, 19. Juli 1870. In: HFA IV, 2, S. 324.

⁷⁹ F. an Bernhard von Lepel, 18. April 1849. In: HFA IV, 2, S. 68.

⁸⁰ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 260.



George Hesekei

war er „eine ausgesprochene Persönlichkeit, ein unterhaltlicher Lebemann und vor allem ein guter Kamerad“⁸¹.

Hermann Goedsche gehörte seit seiner unrühmlichen Rolle im Prozeß Waldeck zu den Redakteuren der weniger gediegenen Gattung. Er redigierte den berüchtigten „Berliner Zuschauer“, jene Spalte unter dem Strich auf den Seiten 2 und 3, deren Tagesneuigkeiten in ihrer unbekümmerten Vielfalt der „Kreuzzeitung“ immer wieder die besondere Aufmerksamkeit der Zeitungsleser bescherte. Fontane, der Goedsche 1849 als „zuschauerliche[n] Hanswurst“⁸² titulierte hatte, schildert ihn im Hesekei-Kapitel sehr viel wohlwollender. Er sei alles andere als ein „Schreckensmensch“ gewesen, sondern, „bei hundert kleinen Schwächen und vielleicht Schlimmern, ein Mann von großer Herzensgüte“⁸³, der mit seinen Sir John Retcliffe-Romanen „eine Art Bauernfängerei“ be-

⁸¹ Ebd., S. 274.

⁸² K Berlin, 23. März 1850. In: HFA III, 1, S. 66; ähnlich in K Berlin, 13. Dezember 1849. Ebd., S. 40.

⁸³ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 259.



Hermann Goedsche

trieb, die ihn aber bestens nährte, da seine Sensationsromane zu den gelesensten der Zeit gehörten.

Auch Friedrich Adami, seit 1849 als Theaterkritiker und Mitarbeiter am „Berliner Zuschauer“ tätig, hatte sich bereits durch seine historischen Romane von preußisch-patriotischer Tendenz einen Ruf als Schriftsteller erworben. Die „Kreuzzeitung“ druckte 1863 seine nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen geschriebenen Erinnerungen an die patriotische Freiheitsbewegung des Jahres 1813 unter dem Titel „Vor fünfzig Jahren“ auszugsweise ab.

Über P. Fischer ist nicht viel bekannt. Fontane nennt ihn einen „sehr lieben, braven und höchst anständigen Menschen, obschon er aus Leipzig ist“⁸⁴. Über sein Aufgabengebiet ließ sich nichts ermitteln.

Größer wird dieser feste Mitarbeiterstab nicht gewesen sein.⁸⁵ Im schmalen Hesekei-Nachlaß ist ein Blatt erhalten, überschrieben „Ein Tag im Redaktionslocal einer Zeitung“⁸⁶, das den szenischen Hinweis

⁸⁴ F. an Wilhelm Hertz, 24. Dezember 1862. In: FHe S. 84.

⁸⁵ Vgl. auch F.s Gedicht „Zum ‚Pfefferkuchenabend‘ bei Beutners, 29. Dezember 1863“: „Sie saßen plaudernd bei Brot und Wein, / Sieben Freunde und Genossen, ...“, AFA Gedichte III, S. 174.

⁸⁶ Staatsarchiv Coburg, Nachlaß Hesekei, Nr. 3.



Friedrich Adami

trägt: „Die Szene zeigt drei Zimmer, im 1sten 1, im 2. 2, im 3. 3 Herren am Schreibtisch.“ Das Blatt läßt sich als ante quem 23. April 1871 datieren.⁸⁷ Der rasch hingeworfene, nicht in allen Teilen entzifferbare Text vermittelt einen Eindruck von der hektisch-konfusen Atmosphäre in der „Kreuzzeitungs“-Redaktion an einem typischen Redaktionstag kurz vor der Schlußredaktion. Es zeigt ein eingespieltes Team von „Chef“ und 5 Redakteuren, die in durcheinanderschwirrenden Fragen aushandeln, wieviele Zeilen welche Nachrichten haben dürfen, was unter „Vermischtes“ fällt, wo letzte Fragen noch geklärt werden müssen, wo zugunsten wichtiger Nachrichten anderes herausfallen soll. Dazwischen immer wieder der Redaktionsdiener Schütze, der irgendeine Exzellenz und wenn nicht eine solche, so doch einen General von Witzleben oder einen Herrn von Knebel-Dobritz meldet, eben jene Informanten aus Militär- und Hofkreisen, die dem Blatt die letzten Neuigkeiten zutrug und es zu einem wohlunterrichteten machten.

⁸⁷ Einer der Redakteure wirft ein, Oma Pascha sei tot und diese Nachricht brauche noch ihre 12 Zeilen. Der zuletzt als Kriegsminister des osmanischen Reiches tätige Omer Pascha starb am 18. April 1871. Die Meldung erschien am 23. 4. 1871 in der „Kreuzzeitung“. Um diese Zeit dürfte dieser Text entstanden sein.

Außer in Paris⁸⁸ scheint die „Kreuzzeitung“ zwischen 1860 und 1870 keinen ständigen Korrespondenten im europäischen oder außereuropäischen Ausland gehabt zu haben. Fontane war von 1856 bis 1858 offenbar der erste Korrespondent der „Kreuzzeitung“ in England gewesen. Edgar Bauer, der bis zu seiner Rückkehr nach Berlin Anfang 1861 der „Kreuzzeitung“ von London aus „ab und zu“ Korrespondenzen lieferte⁸⁹, scheint im Verlauf dieses Jahrzehnts ohne Nachfolger geblieben zu sein.

Zu dem festangestellten inneren Redaktionskreis kam noch ein größerer Mitarbeiterkreis aus der Gruppe der Zeitungsgründer sowie wechselnde Mitarbeiter aus dem zumeist ostelbischen Junkertum und dem pietistischen Milieu kirchlicher und universitärer Einrichtungen, die durch ihre Zuschriften mehr oder weniger unregelmäßig ihre Feder in den Dienst ihrer Parteipresse stellten.

Blättert man heute in der großformatigen „Kreuzzeitung“ von 1860 bis 1870 und folgt darin von Tag zu Tag dem Lauf dieses kriegerisch bewegten und für Preußens fernere Geschichte entscheidenden Jahrzehnts, so kann man – besonders mit Blick auf die von Fontane redigierte Großbritannienspalte und seine fingierten Korrespondentenbriefe – im nachhinein teilhaben an dem, was ihn damals als Brotberuf beschäftigt hat. Dabei ist es nicht leicht, die durch persönliche Intentionen getroffene Auswahl und Kommentierung der zeitgenössischen Ereignisse von dem zu trennen, was durch parteipolitische Direktiven der Leitung des Blattes, was durch die feudalkonservative Interessenlage der Leserschaft und was durch die Absicht, auf die öffentliche Meinung eigenen Einfluß auszuüben, bedingt war. Wer aber richtig zu lesen versteht, dem wird sich in diesen Artikeln jene europäische Gedankenwelt als Quelle offenbaren, die später so vielfach verarbeitet im Erzählwerk Fontanes eingebunden ist, die aber bisher als Teil der Biographie fehlt.

Wer sich mit Art und Umfang der redaktionellen Arbeit Fontanes befassen möchte, sieht sich dem Dilemma ausgesetzt, daß sowohl die Tagebücher gerade aus dem Anfang dieses Jahrzehnts, die Aufschluß geben könnten, als auch das einst umfangreiche Redaktionsarchiv der „Kreuz-

⁸⁸ Vgl. Eberhard Naujoks *Bismarcks auswärtige Pressepolitik und die Reichsgründung (1865–1871)*, Wiesbaden 1968, S. 271 f.

⁸⁹ Edgar Bauer an Peder Hjort, 23. Juli 1860. In: Edgar Bauer, *Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852–1861*, hg. v. Erik Gamby, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Nr. 38, Trier 1989, S. 565.

zeitung“, dessen Honorarbücher die Korrespondentensiglen aufschlüsseln helfen könnten, fehlen. So bleibt nur das Wenige, Zufällige, das in den Archiven überdauert hat. Dazu gehören vier Manuskriptseiten für die „Kreuzzeitung“ aus der Feder George Hesekiels aus dem Staatsarchiv Coburg.⁹⁰ Diese Artikel und fingierten Korrespondenzen, die nachweislich in der Auslandsspalte der „Kreuzzeitung“ erschienen sind, scheinen Hesekiels letzte Arbeiten für das Blatt gewesen zu sein. Wenige Tage nach ihrem Abdruck starb er nach nur kurzer Krankheit. Für unseren Zusammenhang sind sie insoweit interessant, als sie einen Einblick in die redaktionelle Tagesarbeit gewähren. Sie enthalten nicht nur zwei „Tagesberichte“ Hesekiels „aus“ Frankreich, dessen redaktioneller Teil seine Domäne war, sondern auch zwei weitere fingierte, mit jeweils einem eigenen Sigle versehene Korrespondenzen „aus“ Spanien und „aus“ den Niederlanden. Ein und derselbe Redakteur war also für die Berichterstattung „aus“ und über verschiedene Länder zuständig. Das war in jener Zeit, in der der Redaktionsstab selbst großer Zeitungen klein war, allgemein üblich.

Was jeder von ihnen an seinem Tische geleistet habe, sei „sehr verschiedenwertig“ gewesen, heißt es in bezug auf Hesekiel in dem ihm gewidmeten Kapitel.⁹¹ Eine Vorstellung von Hesekiels redaktioneller Zuständigkeit vermittelt ein Gedicht Hermann Goedsches, betitelt „Menu zur silbernen Hochzeitsfeier unseres Freundes George Hesekiel mit der Dame Kreuz-Zeitung am 4. Oktober 1873“⁹², das sich in einer gedruckten Fassung im Fontane-Archiv in Potsdam fand und in dem die von Hesekiel zu bearbeitenden Länder unter kulinarischen Gesichtspunkten – Hesekiel galt als Gourmet – zusammengestellt sind. Danach hatte er außer Frankreich auch die Frankreich unmittelbar angrenzenden Staaten, einschließlich der Niederlande, ferner den gesamten südosteuropäischen Bereich, das osmanische Reich und China redaktionell zu bearbeiten.

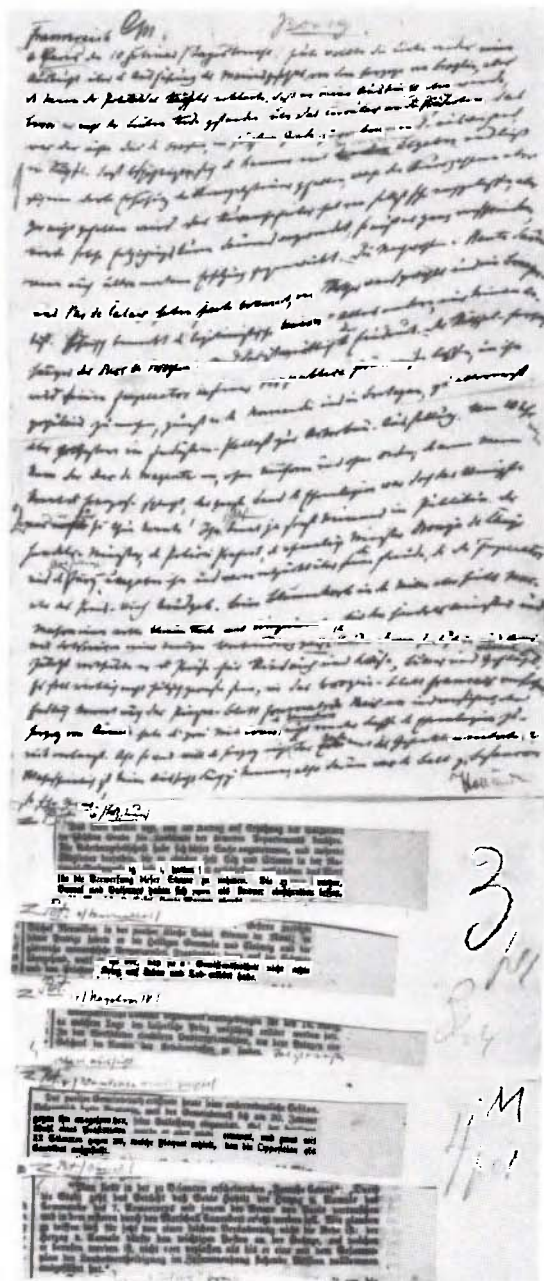
Auch Fontane war nicht nur für Großbritannien redaktionell verantwortlich, sondern auch für Mitteilungen aus den britischen Kolonialbesitzungen, ferner für Nordamerika⁹³, für die skandinavischen Länder,

⁹⁰ Staatsarchiv Coburg, Nachlaß Hesekiel, Nr. 3.

⁹¹ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 260.

⁹² Zeitungsausschnittsammlung 1855–1875, Fontane-Archiv Potsdam, S. 477–478.

⁹³ Vgl. z. B. Fs Korrespondenzen und Berichte über den Sezessionskrieg. Die Vorgänge in Nordamerika werden im wesentlichen nach Zitaten aus engl. Zeitungen kommentiert.



Zusammenstellung handschriftlicher und gedruckter Artikel Georg Heseck für die Spalte „Frankreich“ (erschienen in der „Kreuzzeitung“ am 13. Februar 1874)

deren Artikel hauptsächlich aus der Spalte Dänemark bestand⁹⁴, für das unter preußischer Verwaltung stehende polnische Gebiet⁹⁵ und für die Ostseeprovinzen⁹⁶. Zu besonderen Anlässen lieferte er auch Korrespondenzen aus den deutschen Kleinstaaten.⁹⁷

Die Hesekiel-Manuskripte für die „Kreuzzeitung“ machen auch offenbar, daß man sich bereits gedruckter Kurzmitteilungen aus anderen deutschen Zeitungen bediente und sie entweder unverändert übernahm oder unwesentlich ergänzte bzw. kürzte. In jedem Fall erhielten sie Überschriften, die – für das Druckbild der „Kreuzzeitung“ charakteristisch – den Artikeln in eckiger Klammer jeweils unmittelbar vorangestellt sind. So wurden mit Schere und Klebstoff im Anschluß an den handschriftlichen „Tagesbericht“ Hesekiels, der am 13. Februar 1874 in der „Kreuzzei-

⁹⁴ Vgl. Fs Brief an Emilie vom 11. Mai 1870, in dem er ihr die Kündigung seiner „Kreuzzeitungs“-Stelle mitteilt: „Am Ostersonnabend hatte ich den Ärger. Er sagte mir etwas über ‚Skandinavien‘ (lächerlich in sich), sprach artig, aber sehr kühl, zog Parallelen mit Hesekiel; ich kriegte das Zucken um den Mund, stand auf und empfahl mich.“ HFA IV. 2, S. 307. Die „kühle Standrede“ (ebd., S. 308) Beutners wird sich auf eine Vernachlässigung des Skandinavien-Artikels bezogen haben. Von Januar bis Mitte April waren nur 5 kurze Artikel „aus“ Skandinavien erschienen, und zwar in den Ausgaben vom 2., 13., 20. März u. 6. u. 7. April 1870. Es fällt auf, daß nach Fs Kündigung die Spalte „Dänemark“ fast täglich erscheint; der durch den deutsch-französischen Krieg vermehrt beanspruchte Raum macht dieser demonstrativen Merkwürdigkeit ein Ende.

⁹⁵ Vgl. die mit Fs Sigle *†* erschienenen Korrespondenzen aus Posen. An der viele Jahre hindurch geführten Spalte „Die polnische Frage“, die Korrespondenzen unter verschiedenen Siglen enthält, oft auch die Berichte aus Berlin datiert, hat F. wahrscheinlich ebenfalls mitgearbeitet. Die Ereignisse in Polen sind zeitweilig auch in der Spalte „Rußland“ untergebracht.

⁹⁶ Vgl. Fs Brief an Emilie v. 26. November 1869: „Mit Derschau zankte ich mich. Er sagte, ‚die Mißstimmung in den russischen Ostseeprovinzen ist eine künstlich gemachte; man glaubt daran in *Deutschland*, in den Ostseeprovinzen selbst ist sie so gut wie gar nicht vorhanden; es ist bloßer *Zeitungsschreiber-Lärm*, dem alle reale Basis fehlt.‘ Da er noch vier, fünf mal von ‚*Zeitungsschreibern*‘ sprach, so sagte ich ihm: ‚ich sei *auch* einer, hätte diese Dinge zu bearbeiten und könnte ihm versichern, daß ich *persönlich* noch nicht in einer Zeile Lärm gemacht hätte, sondern daß es kurische und livländische Edelleute wären, die als Amateurs innerhalb der Zeitungsschreiberei diesen Lärm besorgten.‘“ In: HFA IV, 2, S. 271. Vermutlich hat Fontane diese unter dem Sigle F geschrieben.

⁹⁷ Diese sind in der Edition der Unechten Korrespondenzen nur exemplarisch erfaßt, und auch nur solche, die sein Sigle *†* tragen.

tung“ erschienen ist, allein vier Kurzmitteilungen aus der „Kölnischen Zeitung“ vom 11. Februar und ein kurzer Artikel aus der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 11. Februar 1874 übernommen. Auch der Zeitungsausschnitt für die Rubrik „Spanien“ stammt aus der „Kölnischen Zeitung“, und zwar vom 10. Februar 1874.

Entsprechend wird man sich auch Fontanes Arbeitsweise vorzustellen haben. Sie war insoweit eine unselbständige, lediglich vermittelnde, die zu eigener Gedankenwiedergabe keinen Raum ließ. Vergleiche seiner Spalte mit der zeitgenössischen Tagespresse bestätigen, daß Artikel, die in der „Kreuzzeitung“ unter „Großbritannien“ erschienen sind, zuvor bereits wörtlich in anderen überregional bedeutenden Zeitungen publiziert worden waren, und zwar vorzugsweise in der liberalen „Kölnischen Zeitung“ aus dem Verlag Dumont-Schauberg, für die Max Schlesinger als England-Korrespondent anerkannt zuverlässige Artikel lieferte, ferner in der in Berlin erscheinenden „National-Zeitung“, die damals im Besitz von Bernhard Wolff war, dem Gründer des „Telegraphischen Correspondenz-Bureaus“ (W.T.B.), und auch der liberalen „Weser-Zeitung“. Besonders diese drei Blätter waren mit ihren Nachrichten über Großbritannien oft allen anderen Zeitungen um einen Tag voraus. Auch die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, das Blatt des Verlagshauses von Cotta, dessen England-Artikel für seine sachliche Berichterstattung bekannt war, sowie die zweimal täglich erscheinenden gemäßigt liberalen „Hamburger Nachrichten“ und die nach Bismarcks Amtsantritt offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ scheinen von Fontane für seine Berichterstattungen über Großbritannien benutzt worden zu sein. Gelegentlich gab er bei längeren Artikeln, wenn er sie wörtlich übernommen hatte, die Quelle an; die Regel war das jedoch nicht.

Was uns heute als „Mißbrauch“⁹⁸ erscheint, war damals, Jahrzehnte bevor geistiges Eigentum durch ein Urheberrechtsgesetz geschützt wurde, eine verbreitete Gewohnheit und überdies keinesfalls eine Spezialität deutscher Zeitungsschreiber. In einem Artikel der „Kreuzzeitung“ wird über eine in dieser Hinsicht – wie es heißt – „sehr charakteristische Geschichte“ berichtet, die dem Unterhaltungsblatt „Daheim“ mit der Londoner „Times“ damals passiert war.⁹⁹ „Daheim“ hatte im Herbst

⁹⁸ Kurt Koszyk, *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse*. Teil II, Berlin 1966, S. 210.

⁹⁹ „Daheim“ und Times. In: NP(K)Z 231, 4.10.1866. Vermutlich ist F. der Verfasser dieses unsignierten kleinen Artikels.

1866 einen Artikel über einen Besuch bei Nikolaus Dreyse, dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, gebracht. Kurz darauf war in der „Times“ von ihrem „own Berlin-Correspondent“ eine Übersetzung dieses Aufsatzes erschienen, ohne daß sie als solche kenntlich gemacht worden wäre, im Gegenteil, der Korrespondent hatte noch versichert, daß er das Gespräch durch Empfehlungen hervorragender Männer in Berlin habe führen können. „Wie gewöhnlich“, heißt es in dem Artikel, „druckten und übersetzten nun nicht nur englische und französische Blätter diesen Original-Artikel der Times nach, sondern auch deutsche Zeitungen machten sich dieses sonderbare Vergnügen.“ Fatalerweise hatte auch die „Daily News“ von ihrem Berliner Korrespondenten am Tag zuvor denselben Artikel als unautorisierte Übersetzung erhalten. Der „Morning Star“ hatte das bemerkt und die Flunkerei aufgedeckt.

Redaktion des „englischen Artikels“ bedeutete also zunächst, im politischen Auslandsteil des Blattes, der in der Regel auf den Seiten 2 und 3 zu finden war, die aktuellen Meldungen für die Tagesberichte der verschiedenen Spalten, speziell der über „Großbritannien“, aus den Nachrichten, die tagtäglich in verschiedener Gestalt eintrafen, auszuwählen, die schlagendsten Stellen zusammenzustellen, mit eigenen überleitenden Worten zu verbinden und – je nach Anlaß und Notwendigkeit – zu kommentieren. In Auswahl und Kommentierung hatte der Redakteur subjektive Gestaltungsmöglichkeiten, die er nutzen konnte, wenn er wollte und wenn der zur Verfügung stehende Raum dies zuließ. Die zu meist kurzen, am „Kopf“ und „Schwanz“ stehenden Kommentare, die den Charakter von Glossen haben, sollten dem Ganzen die richtige meynungsbildende Beleuchtung geben, sei es mit Blick auf die Direktiven der Leitung des Blattes, sei es mit Blick auf die Abonnentenschaft, deren Interessenslage und Informationsbasis zu berücksichtigen war, sei es aus dem Drang nach eigener Interpretation, mit der nicht hinterm Berge gehalten werden sollte. Diese Glossen zu englischen Presseberichten sind treffend und oft mit Humor gewürzt formuliert, manchmal pointiert, gelegentlich auch einmal scharf. Sie wollen nichts weiter sein als Randbemerkungen eines – wie Fontane sich selbst einmal genannt hat – „harmlosen Korrespondenten“¹⁰⁰. Der Anhang bietet eine Auswahl solcher unter „Großbritannien“ erschienener Glossen, die für die Fontane-Forschung biographisch-politisch von Interesse sein dürften.

¹⁰⁰ Vgl. K London 15. Oktober 1864.

Mit einer dieser Glossen handelte sich Fontane zu Lasten des „Kreuzzeitungs“-Verlegers Ferdinand Heinicke einen Presseprozeß ein. Dies geschah kurz nach der Landtagswahl im Frühjahr 1862, als das neue Ministerium strenger gegen Zeitungen vorging, die Artikel brachten, in denen Beleidigungen von Ministern oder anderer politischer Beamter enthalten waren oder die sich in „aufrührerischer Absicht“ gegen Einrichtungen des Staates und Anordnungen der Obrigkeit aussprachen. Fontane hatte, kurz nachdem das neugewählte preußische Abgeordnetenhaus erstmalig zusammengetreten war, unter „Großbritannien“ und unter der Überschrift „‘Saturday Review‘ und die preußischen Kammern“¹⁰¹ eine Bemerkung des englischen Blattes zitiert und glossiert, gegen den die Berliner Staatsanwaltschaft Anklage auf Grund des Art. 37 des Preßgesetzes erhob, nach dem dieser Artikel der englischen Zeitung wegen des „strafbaren Inhalts“, der „Haß und Verachtung zu erregen imstande“ sei, nicht hätte weiterverbreitet werden dürfen. Auch die Morgen-Ausgabe der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ vom selben Tage und die „Berliner Börsen-Zeitung“ vom darauf folgenden Tage, die Ausschnitte aus demselben Artikel des englischen Blattes gebracht hatten, wurden wegen desselben Vergehens angeklagt. Im Prozeß vor der „Ferien-Abteilung“ des Berliner Kriminalgerichts am 20. August 1862 erkannte der Staatsanwalt zwar an, daß die einleitenden und Schlußworte keine „dolose Absicht“ enthielten und die „Kreuzzeitung“ „gewissermaßen Partei gegen die Expektorationen der englischen Presse genommen habe“, beantragte aber gleichwohl unter Berufung auf § 37 des Preßgesetzes gegen „Kreuzzeitungs“-Verleger Ferdinand Heinicke als den für die „Kreuzzeitung“ nach außen Verantwortlichen „10 Tlr. Geldbuße oder entsprechende Freiheitsstrafe“, dem das Gericht in seiner Urteilsentscheidung entsprach.¹⁰²

Redaktion des englischen Artikels bedeutete auch, aus dem Informationsspektrum der Nachrichtenquellen das an Alltags- und Welt-Nachrichten zusammenzustellen, in das englische Politik involviert war. Das betraf nicht nur die überseeischen Besitzungen des Inselreiches und die übrigen zu bearbeitenden Länder, sondern bezog sich auch auf das komplizierte Verhältnis Großbritanniens zur internationalen Staatenwelt, das zu kennen für den preußischen Leser von nicht geringem Belang war. Fontane hat hierzu teils eigene, teils fremde Übersetzungen aus Leitarti-

¹⁰¹ Vgl. Anhang, Glossen zu englischen Presseberichten, [London, 19. Mai] 1862.

¹⁰² Die NP(K)Z berichtete darüber in ihrer Ausgabe Nr. 195 v. 22. August 1862.



Ferdinand Heinicke

keln und Korrespondenzen der „Times“ beigesteuert, die sich – als solche gekennzeichnet – in der gesamten Auslandspalte der „Kreuzzeitung“ wiederfinden, besonders dann, wenn die Stimme der englischen Politik im weltpolitischen Konzert eine wesentliche Rolle spielte.

Als vielseitigste Quelle über Großbritannien und dessen den Erdkreis umspannende Politik darf man die „Englische Correspondenz“ Max Schlesingers vermuten, gegen dessen versierte Feder Fontane einst in London anzuschreiben angetreten war. Diese Korrespondenz, die ausschließlich für deutsche Zeitungsredaktionen bestimmt war und auch nur von diesen abonniert werden konnte, stellte Nachrichten aus britischen Zeitungen, die für Deutschland von Belang waren, in auszugsweisen Übersetzungen zusammen und lieferte damit den deutschen Redaktionen überaus wichtiges Material, aus dem sie nicht nur ihren englischen Artikel (Tagesbericht) zusammenstellten¹⁰³, zum Teil auch unverändert abdruckten, sondern das ihnen auch Informationen über alle anderen Län-

¹⁰³ Vgl. dazu auch eine telegraphische Depesche Lothar Buchers vom 24.3.1870: „Die lithographierte Correspondenz, aus welcher die deutschen Zeitungen ihren englischen Artikel machen, [...]“. Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Bonn, R 5363 England. Depeschen Vol. I. I. A.B.b.59 London. Schriftwechsel.

der lieferte, in die englische Politik involviert war. Damit war die Schlesingersche Korrespondenz, der der Ruf eines vorbildlichen und unentbehrlichen Unternehmens vorausging und die sich den Zeitgenossen „durch Sachkunde, freies und scharfes Urteil und schriftstellerische Gewandheit“¹⁰⁴ empfahl, eine „Macht“ im deutschen Pressewesen. Der preußischen Regierung war sie seit jeher unbequem, da sie sich gouvernementalen Einflusses zu entziehen wußte.¹⁰⁵

Die als lithographiertes Blatt versandte Korrespondenz (Maße ca. 50 × 60 cm) war einseitig beschrieben und so angelegt, daß die einzelnen Artikel und Spalten der Schere genügend Raum zum Ausschneiden ließen. Der nicht benutzte Rest landete im Papierkorb der Zeitungsredaktionen. Ein Einzelstück, das sich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amts in Bonn erhalten hat, stammt zwar nicht aus Fontanes Redakteurszeit – es trägt das Datum vom 11. November 1874¹⁰⁶ –, dürfte aber in Art und Aufmachung gegenüber den sechziger Jahren unverändert geblieben sein. Die vier Spalten des Blattes, von denen die beiden ersten und die beiden letzten von verschiedener Hand herrühren, bringen in Kurzfassung Artikel mit auszugsweise übersetzten Zitaten zur aktuellen Politik aus englischen Zeitungen – namentlich genannt in diesem Fall „Daily News“, „Globe“, „Times“ – sowie die neuesten Hof- und Personalmeldungen, ferner Nachrichten von der Marine, aus dem kulturellen

¹⁰⁴ Heinrich Wuttke, *Die Deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens*, Hamburg 1866, S. 85.

¹⁰⁵ In einem internen Pressebericht des Auswärtigen Amts heißt es beispielsweise am 4. Februar 1876: „Die Englische Correspondenz von Max Schlesinger ist eine Macht in der deutschen Presse. Sie wird von fast allen deutschen Zeitungen gehalten und abgedruckt; die Mehrzahl ist nicht einmal auf *Times* abonniert und unternimmt dieser Lithographie alles, was sie ‚aus‘ England mittheilt. Um so beachtenswerther erscheint es, daß die deutsche Regierung an dieser Engl. Correspondenz *keinen Freund*, wenigstens *keinen zuverlässigen* besitzt. Es muß noch erinnerlich sein, *wie frostig* – gelinde gesagt – dieselbe Schlesingersche Correspondenz die zu Gunsten der deutschen Kirchenpolitik in England stattfindenden Meetings behandelte. Man behauptet, *Graf Beust habe Einfluß auf die Engl. Corresp.*“ Politisches Archiv, Auswärtiges Amt, Bonn, Acta betreffend die telegraphischen Bureaus des In- und Auslandes und die Verbreitung von Nachrichten durch dieselben. R 37 I. A.A.a.33 Generalia, Telegraphische Bureaus.

¹⁰⁶ Politisches Archiv, Auswärtiges Amt, Bonn: Acta betreffend die telegraphischen Bureaus des In- und Auslandes und die Verbreitung von Nachrichten durch dieselben, R 37 I.A.A.a.33 Generalia. Telegraphische Bureaus.

Leben, Anekdotisches, die Wetterlage und zuletzt den Börsen-City-Bericht. Ein Teil dieser Nachrichten ging wörtlich in die Ausgaben der „Kreuzzeitung“ vom 14. und 15. November 1874 ein.¹⁰⁷

Aktuelle Informationen lieferte ferner das Wolffsche Telegraphen Bureau, das Mitte der 60er Jahre offiziös wurde, sowie die Express-Korrespondenz des Zeitungs-Telegraphisten Reuter in London. Von nicht unbedeutendem Einfluß war die halbamtliche „Provinzial-Correspondenz“, die seit 1863 im Quartformat erschien, ursprünglich für die Zeitungsredaktionen in der Provinz gedacht, aber offensichtlich auch von den überregionalen Blättern benutzt. Vom Berliner „Centralpreßbureau“ herausgegeben, war sie mit Mitteilungen der literarischen Büros des Inneren und des Auswärtigen Ministeriums sowie der diplomatischen Vertretungen im Ausland versorgt und wurde den Redaktionen kostenfrei überlassen.

Der Einfluß dieser und anderer Nachrichtenagenturen und Korrespondenzbüros war beträchtlich. Sie waren der erste Filter für die Tagesmeldungen, die der Redakteur dann noch einmal für „seine“ Leserschaft filterte. Bereits Heinrich Wuttke hat in seiner frühen Schrift über das deutsche Zeitungswesen darauf hingewiesen, daß die „gewöhnlichen“ Zeitungen „ihrem überwiegenden Inhalte nach nur Ausgaben zweiter Hand“ seien und es „Urzeitungen“ gebe, die dem Blick und dem Urteil der Öffentlichkeit entzogen seien, und daß mithin die Selbständigkeit, mit der manch ein Blatt prahle, „eitel Blendwerk“ sei, da die Redaktionen das meiste, was sie druckten, „schon in bestimmter Weise ausgewählt, zusammengestellt und zurechtgemacht empfangen“ hätten.¹⁰⁸

Fontane, der aus früheren Erfahrungen sowohl im Literarischen Büro als auch mit seiner deutsch-englischen Korrespondenz gewußt haben

¹⁰⁷ Das System der lithographierten Korrespondenzen herrschte zur damaligen Zeit. So dürfte Fontane für seine Berichte über Dänemark neben norddeutschen Zeitungen auch die lithographierten Korrespondenzen über die nordischen Angelegenheiten, die in Hamburg aus dänischen Blättern in deutscher Sprache zusammengestellt wurden, benutzt haben. Zur Zeit des Polenaufstandes gab es eine in polnischem Sinne schreibende diplomatische Agentur in Wien und ein Korrespondenzbüro in Zürich. Während des Schleswig-Holsteinischen Krieges wurden die Redaktionen mit verschiedenen lithographierten Korrespondenzen, so aus Gotha (Gustav Freytag), Frankfurt am Main, Hamburg, Kiel, unentgeltlich versorgt. Vgl. Wuttke (Anm. 104), S. 83 f.

¹⁰⁸ Wuttke (Anm. 104), S. 69.

ENGLISCHE CORRESPONDENZ.

25. UPPER BEDFORD PLACE, RUSSELL SQUARE, W C

[Redaction: Max Schlesinger; Hans Esser.]

London Mittwoch 8. November 1919.

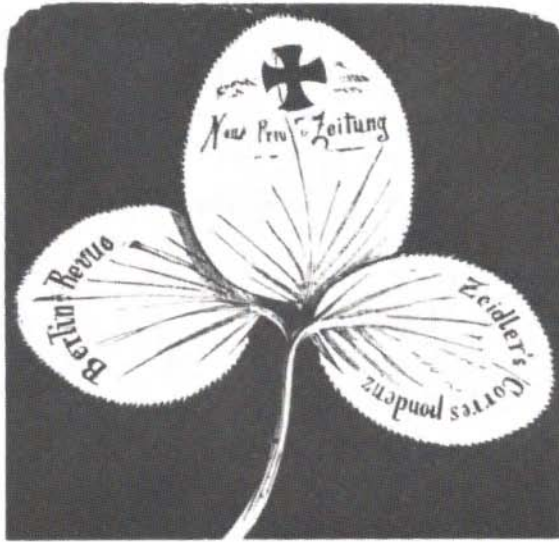
[illegible][illegible]

Klassische Psychoanalyse - ist die wichtigste und am weitesten verbreitete Form der Psychotherapie. Sie wurde von Sigmund Freud entwickelt. Die Psychoanalyse ist eine tiefenpsychologische Psychotherapie, die auf die Erforschung der unbewussten Prozesse abzielt. Sie ist eine Psychotherapie, die auf die Erforschung der unbewussten Prozesse abzielt. Sie ist eine Psychotherapie, die auf die Erforschung der unbewussten Prozesse abzielt.

[illegible][illegible]

from Kassel
m. 11. 4. 2. A.
K. 11. 4. 2. A.

aus dem ersten Weltkrieg wird nach der Zeit
des ersten Weltkriegs Geistes verändert war
das so war die Hande erhalten
das 18. Jahrhundert der ersten Weltkriegs
aufstieg der Zeit so in seiner Lebens
das erste Weltkrieg ist und der Zeit



Ein angenehmes *Kleeblatt*, welches trotz der frechsten Angriffe und der albernsten Drohungen gegen die Verfassung von der Prozeßverordnung vom 1. Juni noch nicht getroffen worden ist

wird, daß die Auswahl der einlaufenden Berichte, Zitate und auch der darin einfließenden Urteile bei aller Sachlichkeit immer auch parteiisch waren, scheint sich gehütet zu haben, Urteile von anderer Seite unbesehen zu übernehmen. Seine zahlreichen vorsichtigen Formulierungen gerade in dieser Hinsicht lassen dies vermuten.

Von erheblicher Bedeutung für die der Regierung nahestehende Presse war seit Bismarcks Amtsantritt als preußischer Ministerpräsident die „offizielle Preßmaschinerie“¹⁰⁹, d. h. die individuelle Versorgung bestimmter Redaktionen mit Berichten, die – oft auf Bismarcks Veranlassung hin – vom „Centralpreßbureau“ in Berlin ausgingen und mitunter auch persönlich vermittelt wurden.

Nachdem am 1. Juni 1863 – unter allseitigem Protest – eine „Allerhöchste Verordnung“ erlassen worden war, die die gesamte preußische Tagespresse verschärften Zensurbedingungen unterwarf, stellten sich die Journalisten bei Besprechung preußischer Verhältnisse auf eine „gedämpfte“ Schreibweise ein. Sie fanden subtilere Töne, interlineare,

¹⁰⁹ Duboc (Anm. 68), S. XXXVIII.

wenn man so will, die politische Kritik wenigstens andeutungsweise mit-schwingen ließen. Dies entsprach damals einem weitverbreiteten stillen Einverständnis zwischen Zeitungsschreibern und Zeitungslesern, einer Bereitschaft zur Kryptographie, einem Schreiben und Lesen zwischen den Zeilen. Auch Fontane hat sich darin geübt und hier als Journalist jene Kunst der subtilen Andeutung, der verschleierte Realistik gelernt, die er im Laufe der Zeit immer feiner herauszubilden verstand bis hin zu seinem letzten Roman, dem „Stechlin“, dessen „Kryptographie“ bis heute zu immer neuen Deutungen reizt.

Persönlich ergiebiger für den einzelnen Redakteur waren indes die Originalquellen. Fontane selbst nennt die Londoner „Times“, aus der ihm neben den „Letters to the Editor“, dem Sprechsaal für Volkes Stimme, besonders die täglichen vier Leitartikel, die die aktuellen Tagesfragen behandelten, den Stoff für seine unechten Korrespondenzen gegeben haben. Er zitiert diesen „Jupiter der Presse“¹¹⁰ oft, sei es direkt oder auch – dies vor allem – indirekt; mit Wendungen wie „ein englisches Blatt“, „nach hiesiger Anschauung“, „wie ich aus zuverlässiger Quelle höre“ etc. bezieht er sich fast regelmäßig auf sie.

Die Berichterstattung über Preußen in der englischen Presse war noch zu Beginn der sechziger Jahre durch die Sicht Frankreichs bestimmt, indem Pariser Korrespondenten englischer Zeitungen die Berliner Politik nach Berichten französischer Blätter behandelten. Auch als im Herbst 1861 die „Times“ wieder einen eigenen Korrespondenten nach Berlin geschickt hatte, hinderte das ihre Pariser Korrespondenten nicht, „die Berliner Zustände von Paris aus nach der Erzählung eines Dritten ausführlich zu schildern“¹¹¹. Ab Mitte dieses Jahrzehnts wurde Carl Abel, Fontanes Vorgänger in der Redaktion der „Kreuzzeitung“, ständiger Korrespondent der „Times“ in Berlin. Er hatte maßgeblichen Einfluß auf die durchweg wohlwollende Sicht der britischen Presse über Bismarcks Politik im Vorfeld des deutsch-französischen Krieges.¹¹² Fontanes scharfe Töne gegenüber den Berichten der „Times“ über Preußen flauen zur Zeit der Korrespondententätigkeit Abels ab.

Bleibt noch anzumerken, daß auch private Quellen über und aus England genutzt wurden. Als der Kunsthistoriker und Tunnelfreund Wilhelm

¹¹⁰ K London, 21. Oktober 1865.

¹¹¹ „National-Zeitung“, 11. Oktober 1861.

¹¹² Vgl. auch F. in *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 261.

Lübke im April 1862 Fontane wunschgemäß eine echte Londoner Korrespondenz über seine ersten Eindrücke aus der britischen Metropolis übersandte und sich darin über „Regen, Rauch und erbsgelben Himmel“, über den „berühmten“ englischen Komfort und anderes mehr beklagte und nur „die hohe Schule“ der Kunst, das Britische Museum, gelten ließ, druckte Fontane diesen Brief ab und versah ihn mit einer redaktionellen Nachschrift¹¹³:

Es ist immer wieder interessant, solche „erste Eindrücke“ zu lesen, auch für den, der da weiß, daß sie zum guten Teil falsch sind, falsch wenigstens im *Raisonnement*. Wir entsinnen uns, über „englischen Komfort“ vor etwa einem Dutzend Jahren ganz ähnlich gedacht und geschrieben zu haben, und wissen doch jetzt, daß wir sehr im Unrecht waren. Es ist mit dem Komfort wie mit der Schönheit, Vornehmheit etc. – all das muß *echt* sein, sonst verstimmt es. Wirklicher Komfort kann in einer Vorstadts-Chambre-garnie nicht existieren. Komfort ließe sich allenfalls übersetzen mit „Raison und System im Luxus“; Zimmervermieter aber können wohl Raison und auch System – oft *leider!* – haben, aber Luxus haben sie nicht.

Am Rande erwähnt sei hier, daß Fontane neben seiner Tätigkeit für die Auslandsspalte der „Kreuzzeitung“ auch Berichterstatte bei politischen Versammlungen war¹¹⁴, außerdem zu besonderen Anlässen Reporteraufgaben wahrgenommen hat, so beispielsweise anlässlich des Einzugs König Wilhelms I. am 22. Oktober 1861 in Berlin nach dessen Krönung in Königsberg. Er hatte hierzu „Ecke der Landsbergerstraße und der kleinen Frankfurterstraße ein Fenster für 13 Taler gemietet“, wie es in seinem verschollenen Tagebuch heißt¹¹⁵. An der drei Seiten langen Reportage, die des Tags darauf in der „Kreuzzeitung“ erschien, dürfte Fontane nicht unerheblich beteiligt gewesen sein.¹¹⁶ In diesem Zusammenhang

¹¹³ London, im April. Erste Eindrücke. Klima. Ein Wort für den Ofen. Die Straßen und ihre Stillosigkeit. British Museum und Sydenham Palace. In: NP(K)Z Nr. 106, 7. Mai 1862. Sigle: Δ

¹¹⁴ Merbach, *Die Kreuzzeitung 1848–1923* (Anm. 76), S. 15.

¹¹⁵ Zit. nach Merbach, *Theodor Fontanes Mitarbeit an der „Kreuz-Zeitung“* (Anm. 56), 31. 12. 1922.

¹¹⁶ Die Feier der Einholung Ihrer Majestäten des Königs und der Königin in Berlin am 22. Oktober. In: NP(K)Z Nr. 248, 23.10.1861, vermutlich eine Gemeinschaftsarbeit, in der der Orientierungspunkt „Landsberger Straße“ eine wichtige Rolle spielt, da man von dort aus das 60 Schritte vor der Königsbrücke errichtete Triumphtor sehen konnte: „Das Triumphtor ist also gestellt, daß dasselbe einerseits in die Landsberger Straße, andererseits über die Königsbrücke fort, weit in die Königsstraße hinaussieht und der Königli-

sei auch ein Bericht in der „Kreuzzeitung“ vom 21. März 1867 erwähnt, drei Tage nach jener Sitzung im Norddeutschen Reichstag, auf die sich Fontanes rückerobernde Tagebucheintragung bezieht: „Ende März wohnen Emilie und ich einer interessanten Reichstagssitzung bei.“¹¹⁷ Verhandelt wurde am 18. März der Beitritt Posens, Westpreußens und Schlesiens zum Norddeutschen Bund, gegen die sich die polnischen und dänischen Abgeordneten aussprachen. Nachdem die „Kreuzzeitung“ auf ihren Titelseiten der Ausgaben vom 19. und 20. März über diese Sitzung bereits berichtet und in der Beilage vom 20. März einen ausführlichen Bericht (6½ Spalten lang) gebracht hatte, erscheint am 21. März auf der Titelseite unter „Deutschland“ ein weiterer kurzer Artikel, als dessen Autor nach Diktion und Inhalt Fontane zu vermuten ist; er ist eine Ovation an Bismarck und dessen Reichstagsrede vom 18. März 1868, die dem Berichterstatter als „ein glänzendes oratorisches Kunstwerk von überwältigender Wirkungsmacht“¹¹⁸ erschien. Es ist zugleich ein Beleg für den spezifisch Fontaneschen Bismarckmythos, der in seinem „Kreuzzeitungs“-Jahrzehnt entstanden ist.

che Zug dasselbe bequem passieren und auch von allen Seiten gesehen werden kann.“ Vgl. ergänzend dazu Fs Bemerkung in einem Brief an Wilhelm Hertz v. 16. 10.1861: „Das Ganze ist doch ein kolossaler Schwindel; ob es immer so war?“, in FHe S. 50.

¹¹⁷ GBFA *Tagebücher II*, S. 20. Die zeitliche Festlegung „Ende März“ wird man nicht wörtlich nehmen dürfen. Rückschauende Zeitangaben Fs sind nicht immer zuverlässig. Ein besonders auffälliges Beispiel aus jener Zeit findet sich in seinen *Unechten Korrespondenzen*, in denen er im Juli 1862 auf einen Artikel zurückverweist, den er „vor sechs Monaten“ geschrieben zu haben glaubt, tatsächlich aber bereits vor mehr als einem Jahr geschrieben hatte; vgl. die betreffenden KK London 18. Juli 1862 und 9. März 1861.

¹¹⁸ Darin heißt es: „In der Tat, es war ein Geschichtsvortrag mit diplomatischen Schlaglichtern und staatsmännischen Nutzenwendungen, der an Klarheit, Bündigkeit und durchgreifender Überzeugungskraft seinesgleichen sucht. Welche lichtvolle Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse bei dieser Fülle des historischen und statistischen Materials, und welcher meisterhafte Aufbau der Beweisführungen aus diesen Massen älterer und neuerer Vorgänge! Jedes Wort ließ eben die Dinge selbst reden, und gerade diese anscheinende Einfachheit der wie ungesucht sich anbietenden Argumentationen bildete ein glänzendes oratorisches Kunstwerk von überwältigender Wirkungsmacht.“

Gleich im Beginn der Rede wurde der ganze polnische Protest aus den Angeln gehoben durch den treffenden Hinweis, daß derselbe seinem Wesen nach nicht gegen den Norddeutschen Bund, sondern gegen die Einheit der

Die unechten Korrespondenzen

Im Hesekiel-Kapitel schildert Fontane die journalistischen Gepflogenheiten seines einstigen Kollegen bei der „Kreuzzeitung“. Hesekiel redigierte den französischen Artikel – „mit seltener Geschicklichkeit“, wie Fontane anmerkt, „dank gründlicher Kenntnis französischer Zustände“ und einer „hervorragenden novellistischen Begabung“. ¹¹⁹ Der journalistische Kunstgriff bestand darin, daß Hesekiel jahrelang seine im Berliner Redaktionsbüro niedergeschriebenen Artikel über Frankreich als Korrespondentenbriefe eines fingierten „legitimistischen“ Marquis aus Paris ausgab.

Der eingehenden Würdigung des Literatenfreundes fügt Fontane eine Bemerkung in eigener Sache an ¹²⁰:

„Es mag mir gestattet sein, an das Vorstehende noch eine Bemerkung über ‚echte‘ und ‚unechte Korrespondenzen‘ zu knüpfen. Der Unterschied zwischen beiden,

preußischen Monarchie gerichtet sei. Tritt doch Preußen eben als Gesamtstaat in den Bund, und sind doch nirgend in dem Verfassungsentwurf die einzelnen preußischen Provinzen als besondere Bestandteile des Bundes erwähnt. Wenn also die polnische Fraktion einzelne Landesteile aus dem Bunde herausnehmen will, so greift sie damit direkt in das Staatsganze Preußens hinein.

Nicht minder gelungen war die drastische Beweisführung des Ministers, daß die Antragsteller gar nicht legitimiert seien, ihre Wähler in dem Sinne dieses Protestes zu vertreten; daß die große Masse der polnischen Bevölkerung Posen und Westpreußens in ihrer bewährten Treue zur Regierung des Königs gar nicht daran denke, aus der preußischen Herrschaft hinweg sich zurückzusehnen nach dem Elend unter der früheren polnischen Herrschaft; daß eine, wenn nicht bewußte und berechnete, augenscheinlich von der traurigsten Unwissenheit zeugende Wühlerei im religiösen Gefühle des Volkes Handhaben gesucht habe zur Aufhetzung gegen die Wahl deutscher Vertreter.

Mit schlagenden Worten führte Graf Bismarck ferner den Polen ihre Geschichte vor und zeigte auf allen Gebieten polnischen Lebens und Treibens, daß ihr Verlangen nach Freiheit im Grunde Herrschaft über andere bedeute und daß ihre Klage über Eroberung die Erinnerung wachrufe, wie gerade die ganze Macht des Polentums auf Eroberung und Unterdrückung anderer Volksstämme beruht habe.

Kurz, die Rede des Ministers hat in jeder Beziehung einen der wichtigsten Beiträge zur richtigen Würdigung der „Polnischen Frage“ geliefert.“ In: NP(K)Z Nr. 68, 21.März 1867.

¹¹⁹ *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: NFA XV, S. 248.

¹²⁰ Ebd., S. 251.

wenn man Sprache, Land und Leute kennt, ist nicht groß. Es ist damit wie mit den friderizianischen Anekdoten: die unechten sind genauso gut wie die echten und mitunter noch ein bißchen besser. Ich bin selbst jahrelang echter und dann wieder jahrelang unechter Korrespondent gewesen und kann aus Erfahrung mit-sprechen. Man nimmt seine Weisheit aus der ‚Times‘ oder dem ‚Standard‘ etc., und es bedeutet dabei wenig, ob man den Reproduktionsprozeß in Hamstead-Highgate oder in Steglitz-Friedenau vornimmt. Fünfzehn Kilometer oder hundertfünfzig Meilen machen gar keinen Unterschied. Natürlich kann es einmal vorkommen, daß persönlicher Augenschein besser ist als Wiedergabe dessen, was ein anderer gesehen hat. Aber auch hier ist notwendige Voraussetzung, daß der, der durchaus selber sehen will, sehr gute Augen hat und gut zu schreiben versteht. Sonst wird die aus wohlinformierten Blättern übersetzte Arbeit immer besser sein als die originale. Das Schreibetalent gibt eben den Ausschlag, nicht der Augenschein, schon deshalb nicht, weil in schriftstellerischem Sinne von zehn Menschen immer nur einer sehen kann. Die meisten sehen an der Hauptsache vorbei.“

Diese vorgeblichen Korrespondenzen aus der Ferne heben sich vom aktuellen Nachrichtenteil schon äußerlich durch ihre Länge ab. Sie sind als Briefe abgefaßt, die sich zumeist an den federführenden Redakteur oder an die Redaktion allgemein wenden, tragen ein eigenes Korrespondentenzeichen und geben Ort und Datum an, von wo aus sie geschrieben sein wollen. Dieses System „erfundener“ Korrespondenzen – die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ soll sie als erste in größerem Umfang angewendet haben – war damals allgemein übliche Praxis.¹²¹

Die hier vorgelegten unechten Korrespondenzen Fontanes können nur eine Auswahl darstellen, da Fontanes Anteil an den im Auslandsteil der „Kreuzzeitung“ erschienenen Korrespondenzen sehr viel umfangreicher gewesen sein dürfte. Eindeutige Klarheit läßt sich nach dem derzeitigen Wissensstand nicht erlangen. Man wird das nicht bedauern müssen, geht es doch vor allem darum, Fontanes geistige Position, seine politischen Überzeugungen in dieser Zeit herauszufinden und das aufzuspüren, das über „das Nötige, das, was gewünscht und gebraucht“¹²² wurde, hinausging.

Die Themen der unechten Korrespondenzen sind so verschieden wie die Gelegenheiten, die zu ihrer Abfassung Veranlassung gaben, und wie die Zeit, die dafür zur Verfügung stand. Es sind einige Texte darunter, die sich als Erzählungen mit fast literarischem Anspruch lesen und deren

¹²¹ Wuttke (Anm. 104), S. 76.

¹²² F. an Emilie, 4. Juni 1862. In: HFA IV, 2, S. 66.

narrativer Wert wesentlich davon lebt, daß sie als fiktive Augenzeugenberichte abgefaßt sind und den Eindruck des unmittelbar Erlebten vermitteln. Die Inspiration dazu lieferten zumeist Artikel der „Times“, die die Erinnerungen an den eigenen Englandaufenthalt wachriefen, zum Rückgriff auf früher Erlebtes und zur symbiotischen Gestaltung erlebter Vergangenheit und angelesener Gegenwart anregten.

In anderen Texten fehlen die autobiographisch-erzählenden Elemente. In ihnen geht es um die Schilderung charakteristischer und aktueller Ereignisse aus dem Alltagsleben, um die Illustration der Tag- und Nachtseiten nationaler gesellschaftlicher Zustände, die fast immer auch zur Thematisierung politischer Fragen führen. Auch in ihnen spricht sich die persönliche Erfahrung mit Land und Leuten aus, ohne daß diese vordergründig zu Wort kommt. Sie schlägt sich in Zwischen- und Schlußbemerkungen nieder, in allgemeinen Räsonnements und speziellen Erörterungen über den Unterschied englischer und preußischer Wesensart in politischer, sozialer und kultureller Hinsicht. Gerade dieses persönlich Reflektierende, das implizit Pädagogisch-Hintergründige macht diese Texte zu einem Fundus für die Forschung. Sie geben dem bislang diffusen Bild des Fontaneschen Konservatismus „Von Vierzig bis Fünfzig“ schärfere Konturen.

Andere Korrespondenzen schließlich sind schmucklos abgefaßt, offensichtlich mit reichlichen Zitatmengen aus den „Urzeitungen“ und Originalquellen versehen. In ihnen waltet die Regierungstätigkeit in einem sehr weiten Umfang. Jede Expressivität ist vermieden, alles Weitschweifige beiseite gelassen und nur das Kernthema behandelt, ohne daß ein persönliches Beteiligtsein zu spüren wäre. Hin und wieder sind die Zitate auch einfach aneinandergereiht, nur mit einigen verbindenden Sätzen versehen.¹²³ Das führt fast immer zu gekünstelten Übergängen, die mit der Natur des Zeitungsschreibermetiers zu tun haben und nicht ästhetisch zu bewerten sind. Die sachliche Information war der Hauptanlaß, vermutlich oft rasch hingeworfen, vielleicht auch einfach zusammengeklebt. Bei einer Zeitung mache man sich „durch Gewichtlegen auf ästhetische Fragen [...] nur lächerlich“, heißt es in einem Brief aus dieser Zeit¹²⁴.

¹²³ So beispielsweise während Zeiten, in denen F. krank war, wie im April 1865 (vgl. F. an Elise Fontane, [22. April 1865], in: HFA IV, 2, S. 139f.); die in dieser Zeit erschienene K London, 18. April besteht zu zwei Dritteln aus Zitaten.

¹²⁴ F. an Mathilde von Rohr, 17. November 1865. In: HFA IV, 2, S. 150.

Zunächst gab Fontane seinen unechten Londoner Korrespondenzen das von ihm schon für seine echten Londoner Korrespondenzen verwandte Kreuz mit den beiden Sternchen zur Seite als Sigle. Im Laufe des Jahres 1863 wird dieses Zeichen für Großbritannien aufgegeben und erscheint statt dessen in der Spalte „Italien“, für das Fontane wohl nur vorübergehend vertretungsweise einige unechte Korrespondenzen geschrieben hat. Von Mai 1864 an tritt für die Korrespondenzen „aus“ London das Sigle p* bzw. P* an dessen Stelle.¹²⁵ Was zu dieser Änderung geführt haben mag, läßt sich nur vermuten. Vielleicht spielte dabei die Überlegung eine Rolle, daß ein Korrespondent, der „aus“ Rom oder Neapel schreibt, nicht gleichzeitig auch „aus“ London schreiben könne. Denn nach außen hin waren die Redaktionen sehr bemüht, die Fiktion für sie tätiger scheinbar „echter“ Auslandskorrespondenten aufrechtzu-

¹²⁵ Der Großbuchstabe P entsprach damals einem vergrößerten Kleinbuchstaben p. Für Fs Verfasserschaft sprechen die Verwendung ihm eigentümlicher Formulierungen („und das ist die Hauptsache“, „und mit Recht“ bzw. „und nicht mit Unrecht“, „jenseit des Tweed“, „arrière pensées“, „heikelige“ oder „kitzliche“ Fragen, „steht auf dem Punkte“, „Posto fassen“ usw.), ferner stilistische Besonderheiten wie antithetisches Schreiben („einerseits“ und „andererseits“, „haben Gegner zu Freunden und Freunden zu Gegner gemacht“), sentenzhafte Wendungen („Die meisten Reden lesen sich gut; aber eine Rede, die sich gut liest, war oft eine schlechte Rede“), bis ins Wörtliche gehende Übereinstimmungen („Ohne ein Urteil zur Sache zu haben, referiere ich einfach“, „alles beim alten bleibt“) sowie sprichwörtliche Wendungen, geflügelte Worte, Berlinismen und von ihm auch aus anderen Zusammenhängen bekannte literarische Zitate (vgl. die Anm. zu den KK), außerdem inhaltliche Übereinstimmungen, so die wiederholten Bezüge auf Ereignisse, die bis in die 50er Jahre zurückreichen, darunter vor allem Anspielungen auf Englands Politik in Indien z. Zt. des Aufstandes der Sepoys 1857/58, durch die Fs entschiedene Kritik an England maßgeblich ausgelöst worden ist, ferner seine kritischen Bemerkungen zur englischen Presse, die – mutatis mutandis – mit seinen Aufsätzen über die Londoner Presse übereinstimmen, seine Wertschätzung des „alten“ England, der „alten“ Romantik usw., darüber hinaus autobiographische Bezüge, so Reisereminiszenzen, leidvolle Erlebnisse mit Londoner Straßenmusik, Erfahrungen mit dem Versenden von Geldscheinen und letztlich auch Äußerlichkeiten wie die Zitierung der „Times“ – im Gegensatz zu anderen englischen Periodika – durchgängig ohne Anführungszeichen. Gerade an diesen Besonderheiten lassen sich die Fs eigener Feder entstammenden Partien seiner Korrespondenzen von denen trennen, die er in enger Anlehnung an das Original übersetzt oder anderen Quellen wörtlich entnommen hat.

erhalten¹²⁶. Dies führte allerdings gerade bei den „Briefen vom Kriegsschauplatz“ 1870/71 zu den merkwürdigsten und widersprüchlichsten Mitteilungen, ein Umstand, dem Julius Stettenheims Wippchen sein „Leben“ verdankt.¹²⁷ Ein gelegentlicher Wechsel des Korrespondentenzeichens war zudem nicht ungewöhnlich. Auch Hesekiel hat im Laufe der Zeit seine Korrespondenzen unter verschiedenen Siglen erscheinen lassen. Im Januar 1868 taucht mit Qs vorübergehend ein neues London-Sigle Fontanes auf.¹²⁸ Nachdem er am 20. April 1870 seine in der Tat – wie ihm jedoch erst jetzt bewußt geworden zu sein scheint – „in ihrem Kern perfide Stellung“¹²⁹ gekündigt hatte, ermöglichte ihm eine Vereinbarung auf der Basis einer freiberuflichen Mitarbeit¹³⁰ nicht nur, neue Kapitel aus seinen „Wanderungen“ zu veröffentlichen, sondern weiterhin u. a. auch Korrespondenzen „aus“ England zu schreiben. Die letzte unechte Londoner Korrespondenz Fontanes erschien am 24. September 1870, drei Tage vor seiner Abreise zum französischen Kriegsschauplatz. Danach tauchen Fontanes Siglen in der „Kreuzzeitung“ nicht mehr auf. Bis Anfang 1874 ist der englische Artikel weitgehend verwaist; der Auslandsteil verliert den während der sechziger Jahre gewonnenen Umfang augenfällig.

In Fontanes Großbritannienspalte fallen Zeiten auf, in denen Korrespondenzen vorübergehend ganz fehlen. Ursächlich dafür waren politische Ereignisse in anderen Ländern, für die Fontane redaktionell auch

¹²⁶ So auch F. in K London, 12. Januar 1869 und generell durch redaktionelle Anmerkungen, die sich im gesamten Auslandsteil der „Kreuzzeitung“ finden; neben ihrer Fiktionalität mögen diese auch für Mitteilungen an Informanten verwendet worden sein.

¹²⁷ Julius Stettenheim, *Wippchens charmante Scharmützel*, in Erinnerung gebracht von Siegfried Lenz und Egon Schramm, Hamburg, 1983. *Wippchens sämtliche Berichte* erschienen Berlin 1878–1903 in 16 Bänden.

¹²⁸ Dazu gilt das zu p*/P* Gesagte entsprechend. Ein eindeutig autobiographischer Bezug ist zudem im Nekrolog auf Lord Cardigan enthalten (K London, 1. April 1868) durch den Hinweis auf den 10. September 1855: „Es war mein erster Tag in England“, vgl. dazu F.s Brief an Emilie v. 10. September 1855 (HFA IV, 1, S. 407) und den Tagebuchbrief an Ludwig Metzel v. 11. September 1855 (HFA IV, 1, S. 408).

¹²⁹ F. an Emilie, [16. Mai 1870] In: HFA IV, 2, S. 312. Vgl. auch den Brief an Emilie vom 23. Mai 1870, ebd. S. 314: „Ich freue mich nach wie vor, daß ich diese öde, pedantische, langweilige und völlig aussichtslose Geschichte los bin.“

¹³⁰ „Mitarbeiterschaft statt Redaktion“, F. an Emilie, 11. Mai 1870. In: HFA IV, 2, S. 307.

zuständig gewesen ist, so 1863/64, als der Polenaufstand und die sich daran knüpfenden diplomatischen Konflikte, der Sezessionskrieg in Amerika und der Konflikt mit Dänemark über Schleswig-Holstein Raum und Zeit für die Berichterstattungen über das Vereinigte Königreich begrenzten. In dieser Zeit konnte beispielsweise allein die Kolumne „Der Aufstand in Polen“ bis zu drei Spalten einnehmen. Londoner Korrespondenzen, die nun nur das allgemeine Redaktionssternchen haben, finden sich fast wörtlich, mit leichten stilistischen Änderungen versehen, auch in anderen Blättern, so vorzugsweise in der „National-Zeitung“ und der „Kölnischen Zeitung“. Auch 1868 fällt eine mehrmonatige Pause im England-Artikel auf. Hier zogen die stehenden Spalten „Aus Abessinien“, „Zur abessinischen Expedition“, „Aus Nord-Amerika“, „Der Prozeß Johnson“ und der nachfolgende Parteienkampf um die Präsidentenwahl in den USA sowie die Vorgänge in den unter russischer Verwaltung stehenden Ostseeprovinzen Fontanes Arbeitskraft ab. Nach Fontanes Kündigung schließlich tritt zunächst ebenfalls eine Korrespondenz-Pause von einem Monat ein.¹³¹

Läßt man die in den Korrespondenzen beschriebenen Ereignisse und gesellschaftlichen Zustände während dieses Jahrzehnts Revue passieren, dann beeindruckt die Fülle geschichtlichen Stoffs im Staats- und Völkerleben, der sich in diesem kurzen Zeitraum zusammengedrängt hat und Wirkungen bis in unsere Tage zeigt. Dabei sind es immer wieder bestimmte Themen, die Fontane vorzugsweise herausgreift.

¹³¹ Offen bleibt die Frage, wie es sich mit den Korrespondenzen verhält, die während Abwesenheiten Fs in der „Kreuzzeitung“ erschienen sind. Anders als bei den „Tagesberichten“ kam es bei den Korrespondenzen nicht auf Aktualität an. Es spricht einiges dafür, daß einige dieser Artikel auf Vorrat geschrieben wurden. Neben solchen „Schubladenstücken“ scheint es aber auch üblich gewesen zu sein, daß die unechte Korrespondententätigkeit – zumal nach den Erfahrungen Hesekiels mit seinem „Pariser“ Marquis – auf Reisen nicht ruhte (vgl. Fs Bemerkungen darüber im Hesekiel-Kapitel, NFA XV, S. 250). Der Kontakt zu Beutner, so ist mehreren Briefen und Notizen zu entnehmen, riß auch auf Reisen nicht ab (beispielsweise Notizbuch A 18, Fontane-Archiv, Potsdam, Bl. 53: 27. August 1867: „an Dr. Beutner geschrieben“; von den beiden am 30. und 31. August in der „Kreuzzeitung“ publizierten Korrespondenzen (KK London, 26. und 28. August 1867) scheint die erstere auf Vorrat geschrieben worden zu sein, die letztere könnte an jenem 27. August Beutner übersandt worden sein). Denkbar ist allerdings auch, daß solche Korrespondenzen vertretungsweise von einem anderen Redakteur verfaßt worden sind. Die Zuordnung zu Fs Feder und die Aufnahme in die

In seinen Londoner Korrespondenzen geht es ihm zunächst um die Illustration der Licht- und Schattenseiten gesellschaftlicher Zustände im zeitgenössischen Inselreich. Es ist das „Weltwirrsal“ London mit seinen Sensationsstücken, Mordgeschichten und *causes célèbres*, das Apart-Wunderliche und das Menschlich-Sittliche, aber auch das Gleisnerisch-Komödienhafte des viktorianischen England mit seiner in ein eisernes System gekleideten Gesellschaft, in dem ihm das Verbum „verdienen“ als Hauptwort immer groß geschrieben erscheint. Daneben wendet er immer auch den Blick auf Preußen und auf die kleinen Züge, die den Unterschied englischer und preußischer Zustände zeigen und seine kritische Haltung beiden gegenüber verraten.

Kritisch beleuchtet er den englischen Parlamentarismus, dessen „faule Wurzeln“ und „fadenscheinige Stellen“, und moniert den Schlendrian, den er in die parlamentarische Maschine eingefressen sieht, die Schikanen, Intrigen, Eifersüchteleien und Heucheleien, die „im Schatten des großen Brotbaums Parlamentarismus wie Sommerpilze aus dem Boden wachsen“. In solchen Zusammenhängen versäumt er nicht, mit Blick auf Preußen warnend darauf zu verweisen, daß das politische System Englands das „Werk von Jahrhunderten“ sei und nicht übertragbar auf die konstitutionellen Zustände des Kontinents.

Zunehmend seit 1864, als Bismarck glaubte, mit der noch nicht in der Internationale aufgegangenen Anhängerschaft Lassalles eine Brücke zwischen links und rechts schlagen zu können, diskutiert er auch die Arbeiterfrage und damit einhergehend die Wahlrechtsreform. Hier wird sich der Einfluß Hermann Wageners auf die „Kreuzzeitung“ ausgewirkt haben, der mit seiner Einstellung zu sozialen Fragen der Zeit „am Rande des typischen Konservatismus“¹³² stand. Wagener, ein Gegner zwar revolutionärer Bewegungen wie alle Konservativen, dennoch ein Verfechter sozialpolitischer Reformgedanken, war seinen konservativen Parteifreunden um etliches voraus. Auch Fontane konnte damals „nicht recht folgen und hielt es für Phasmagorien, für Ulk“, wie er Jahre später eingestanden hat.¹³³ Dies offenbaren seine Londoner Korrespondenzen

Edition müssen sich in solchen Fällen in besonderem Maße auf stilistische Merkmale und andere Indizien stützen.

¹³² Siegfried Christoph, *Hermann Wagener als Sozialpolitiker. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Ideen und Intentionen für die große deutsche Sozialgesetzgebung im 19. Jahrhundert*, [Masch.] Diss. Erlangen 1950, S. 5.

¹³³ Segeletz. Geh. R. H. Wagener (Anm. 75), S. 216.

zu den Wahlrechtsreformdebatten, in denen sich tiefe Skepsis gegenüber einer Reformbewegung und Ausweitung des Stimmrechts ausspricht, bezogen zwar auf englische Verhältnisse, aber kennzeichnend für Fontanes Haltung zur Zeit seiner „Kreuzzeitungs“-Tätigkeit.

Besonderes Interesse zeigt Fontane an den Vorgängen in Irland. Seine Affinität dazu hatte er schon in „Jenseit des Tweed“ ausgedrückt, sich aber den Wunsch, die „grüne Insel“ zu bereisen, nicht erfüllen können.¹³⁴ Irland wird zum Thema seiner Korrespondenzen, als die Umtriebe des irischen Fenierbundes eine Republik Irland anstrebten und als die Herrschaft der anglikanischen Kirche in Irland sowie „diese kitzliche Grund- und Bodenfrage“, der „Schlüssel zum Elend Irlands“, auch Themen der aktuellen Politik geworden sind. Er hat dabei mit seiner Meinung nicht zurückgehalten und vom „Bankrott“ der „parlamentarischen Weisheit“ gesprochen, die das staatsmännische Gewissen „mit Palliativen“ beschwichtige: „Man bemühte sich in Friedenszeiten, von Irland nichts zu sehen oder zu hören und erachtete dann, es stünde ‚all right‘, weil man sich den Hut über die Augen gezogen. Schlendrian heute, blindes Dreinhauen morgen und Schlendrian wieder übermorgen.“

Unter den Maximen englischer Außenpolitik von Palmerston bis Gladstone ist es das Messen mit ungleichem Maß, das ihn auf das Äußerste indigniert und ihn immer wieder auf Englands jüngste Politik in Indien zurückkommen läßt, das seiner Bewunderung für England einst den entscheidenden Stoß versetzt und aus ihm einen bis ans Anglophobe gehenden Kritiker englischer Politik gemacht hat.

Vorgänge in der britischen Politik regen ihn auch immer wieder zu grundsätzlichen Überlegungen über das Parteienspektrum an und bringen politische Meinungen hervor, die vor dem Hintergrund der Situation der Parteien in Preußen gelesen werden wollen. Sie sind zum Teil als Parallele, zum Teil als Gegenbild gedacht. So erörtert er die „politischen Fehler“ der britischen Altkonservativen, die Ursachen ihrer Unpopularität, als dies bei den Konservativen in Preußen zur Zeit der „Neuen Ära“ ein Dauerthema war, so ordnet er den Whigs „als Schweif die Radikalen“ zu, als die radikaldemokratische Arbeiterbewegung nach Lassalles Tod „eine Art koordinierter linker Flügel des Liberalismus“¹³⁵ anstrebte, und so betont er die politischen und prinzipiellen „Zwischenheiraten“

¹³⁴ *Jenseit des Tweed. Von Oban bis zum Loch Lomond. Rückkehr nach Edinburgh.* In: HFA III, 3/1, S. 370 f.

¹³⁵ Nipperdey (Anm. 21), S. 745.

von Whigs und Tories und deren Einmütigkeit, als es im Gegensatz dazu seit April 1865 im preußischen Heereskonflikt zu einer entschiedenen Verhärtung der Parteifronten in Preußen gekommen war.

Unter den britischen Staatsmännern, den Whigs und Tories alten und neueren Datums sowie den Liberalen aus der Manchesterschule, sind es vor allem die „Aparten“, denen Fontane seine Aufmerksamkeit schenkt. Unter ihnen nimmt der Manchestermann John Bright einen bevorzugten Platz ein. In ihm sieht er einen Repräsentanten jener „Herren vom liberalsten Spülwasser“, die „ganz hartnäckige Tyrannen zu werden pflegen, sobald das ‚Hic Rhodus‘ an sie ergangen“ sei. Solche Beurteilungen werden allerdings gelegentlich durch andere relativiert, wie er denn überhaupt gegenüber der einen oder anderen politischen Größe im Laufe des Jahrzehnts Bewertungsschwankungen offenbart, die mit der politischen Großwetterlage zu tun haben, sich aber auch aus seiner eigenen gewandelten politischen Zeitsicht ergeben und insoweit natürlich sind.

Breiten Raum nehmen seine Bemerkungen zur englischen Presse ein. Mit ihr hatte er sich eingehend in den fünfziger Jahren beschäftigt und seine Studien darüber 1860 in Buchform publiziert. Ihr galt auch in den sechziger Jahren seine besondere Aufmerksamkeit. Hier finden wir ihn preußisch-engagiert bei der Sache, indem er „die Tuschkästen der Presse mit ihren falschen Farben“ und die „mit erkennbar unsicherer Hand, zum Teil mit absichtlicher Zweideutigkeit“ geschriebenen Artikel über Preußen mißbilligt. Da er in seiner Berliner Redaktion auf fremde Blätter angewiesen war und sich in vielen Einzelheiten vorzugsweise an die „Times“ hielt, beklagte er sich oft über die „Prinzipienlosigkeit“ gerade dieser „nationalen Lehrmeisterin und Wegweiserin“, deren Position er „selten auf länger als 48 Stunden ganz sicher“ sein zu können glaubte, bei dieser Art von Korrespondententätigkeit ein vielleicht weniger grundsätzliches als vor allem praktisches Problem.

An Stoff also mangelte es Fontane nicht und auch nicht an Möglichkeiten, diesen Stoff auszuwählen und in fiktiven Berichten zu dem von ihm gewollten Bild zu formen. Was herauszulesen ist aus dem Vielen, auch vielem Belanglosen, das beschreibt einen homo politicus, der nie aufgehört hat, persönliche Erfahrungen in den Dienst seiner inneren Entwicklung zu stellen. So sehr Fontanes Beschäftigung bei der „Kreuzzeitung“ bei aller Zufälligkeit auch eine Sache der politischen Nähe war, so wenig ist die Vorstellung gerechtfertigt, er habe in diesen zehn Jahren immer nur einer erkonservativen Partei gedient, gewissermaßen verbohrt im Unzeitgemäßen verharrend, wie seine alten Freunde das sahen.

etonbeiträgen

Als er seine Redaktionsarbeit begann, trugen ihn der Schwung eines noch jungen Mannes und das Gefühl, tatsächliche oder vermeintliche Zurücksetzungen wettmachen zu müssen. Als er die Zeitung verließ, inzwischen ein Mann von Fünfzig und im Äußeren seines Lebens nach wie vor ungesichert, hatte er gelernt, daß kritisches Denken allein nichts bewegt, schon gar nicht, wenn unter dem Regenbogen der politischen Farben die eigene changiert. Fontanes „Kreuzzeitungs“-Texte lassen in den ersten Jahren erkennen, daß er einem altpreußischen Wertekanon anhing, der um die Stichworte monarchisch, christlich, patriotisch, sittlich kreiste. Er hegte – viele eigene Äußerungen aus jenen Jahren belegen dies – ein idealistisch geprägtes politisches Weltbild, das sich in den Anschauungen eines Ludwig von Gerlach wiederzuerkennen glaubte. Er ist noch kein halbes Jahr bei der „Kreuzzeitung“, da bespricht er in einer Londoner Korrespondenz vom 29. Oktober 1860 die von der konservativen „New Quarterley Review“ aufgeworfene Frage, warum Whigs und Liberale über so hervorragende Kräfte verfügten, während die Konservativen „sich freudlos durch den Sand ihrer Betrachtungen schleppten“. Als Antwort formuliert er:

„Der Toryismus hat kein Banner mehr, kein bestimmtes, festes Prinzip, und wo dies fehlt, da kann (heutzutage mehr denn je) von Begeisterung nicht länger die Rede sein. [...] der Toryismus [...] entbehrt der Zauberformel für und über die Geister. [...] Das Gros der Armee wird freilich nach wie vor den Whigs und Liberalen aus Vorteil [Nepotismus, Sinekuren, Patronagen¹³⁶] nachlaufen; aber die besten und reifsten Kräfte werden da sein, wo sie die höchsten Aufgaben und die größere, innere Befriedigung finden. Die Menge mag gehen, wohin sie will; ihr sollt die Stimmen wägen und nicht zählen.“

Begeistert schreibt er Ende Januar 1861 an Wilhelm Hertz¹³⁷: „Haben Sie die letzte Rundschau (in 2 Nummern¹³⁸) von Gerlach gelesen? Brilliant. So können doch nur die Conservativen schreiben.“ Sein alter Freund Bernhard von Lepel, den er ebenfalls mit diesen Äußerungen Gerlachs konfrontiert, ist alles andere als begeistert und erteilt Fontane eine gerade noch freundschaftliche Abfuhr, indem er auf das Taktisch-Unaufrichtige in Gerlachs Suada hinweist¹³⁹:

¹³⁶ Vgl. K London, 10. April 1865.

¹³⁷ [29. Januar 1861]. In: FHe, S. 26.

¹³⁸ NP(K)Z, Nr. 22, 26.1.1861 u. Nr. 23, 27.1.1861.

¹³⁹ *Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel*, hg. v. Julius Petersen, 2 Bde, München 1940, Bd. 2, S. 286 f.



Ludwig von Gerlach

Berlin, 2. Februar 1861

Mein alter lieber Freund!

Ich habe Dir noch für die Zusendung der rundschauerlichen Broschüre zu danken. Daß ich mich indeß mit zu den Bewunderern derselben bekennen würde, nimmst Du wohl nicht im Traum an. Ich sehe Reineke Fuchs im Bußergewand. Doch glaub' ich wohl, ja ich weiß es leider aus Erfahrung, daß nicht nur die Zahl eines biedereren, gutmüthigen Gefolges diesen Auslassungen blind huldigt, sondern daß es auch denkende Köpfe gibt, die sich da hinein lesen u. hinein leben können. Es ist ein Schmerz für mich u. alle Deine alten Freunde, daß Du Dich mehr, als nöthig ist, mit der Richtung verbindest, statt Dich nur auf Deinen relativ neutralen Artikel zu beschränken. — Was den Bruch mit der Vergangenheit betrifft, so bemüht sich Reineke vergeblich, nachzuweisen, daß mit Ausnahme der Judenfrage, für deren Säuberung er Armstrongkanone u. Zündnadelgewehr im Arsenal der Wahrheit zurecht stellt, kein eigentlicher Bruch stattgefunden hat. Der König hat der Adreß-Deputation des Herrenhauses die feinste Antwort bereits auf diese Bruchfrage gegeben, wiewohl es Reineke nicht schwer werden mag, sie zu seinen Gunsten zu interpretieren. Das Hauptargument für den Bruch besteht darin, daß die neue Ära es mit der Verfassung ehrlich meint, während man sie von der andern Seite am liebsten über Bord werfe. Soeben warf ich einen Blick in ein Geschreibsel von weniger geschickter Hand aber doch aus demselben Lager herrührend. Ein Herr v. Schmettau sagt in einer, dem

Hochsel. Könige gewidmeten, schwarz geränderten Broschüre, ein guter Preuße sei nicht constitutionell gesinnt. Da liegt der Hase. Da Du Dich von der Constitution noch nicht losgesagt hast, so besteht noch eine Kluft zwischen Dir u. Deinen neuen Freunden. Vielleicht wird sie sich auch einmal ausfüllen. Augenblicklich magst Du sie selbst kaum bemerken, da Reineke u. Genossen so thun, als seien sie auch mit der Sache einverstanden. Aber fast jedes Wort, was die Broschüre nach dieser Seite enthält ist eine innere Lüge. Es ist eine Lüge von seinem Standpunkt, wenn er *anerkennt*, daß der Begriff „Gesetz“ sich seit 1848 erst bei uns entwickelt habe. Von Allem, was er sagt, könnte u. müßte er ebenso gut das Gegentheil sagen.

Eigentlich sollte ich meine Gedanken für mich behalten. Da ich aber weiß, daß Du Anerkennung, ja Bewunderung des Verf.'s forderst, so muß ich Dir sagen, daß ich dergleichen nicht aufzuweisen habe.

Bleibe gut und treu

Deinem

alten Freunde

L.

Fontane war zu dieser Zeit offenbar der ehrlichen Überzeugung, man könne gleichzeitig am konstitutionellen Verfassungsgedanken festhalten, mit Gerlach das Rad zurückdrehen und altpreußische Tugenden wiederbeleben. Wer mochte ihm darin folgen? Was er suchte, war ein romantisch-idealisiertes, ein literarisches Preußen, das es in der Realität nach 1848 nicht mehr geben konnte, vielleicht auch vorher nie gegeben hat. Allmählich jedoch scheint sich sein Blick dafür geöffnet zu haben, was konservativ unter veränderten und sich rascher wandelnden Zeitumständen noch heißen konnte. Je mehr die Gestalt Bismarcks in den folgenden Jahren nach vorne trat und das politische Leben und Klima bestimmte, desto mehr wußte Fontane das Literarische in seinem Denken von der nüchtern-analytischen Betrachtung des tatsächlichen Geschehens zu trennen. Was er als Redakteur sah und hörte, was in diesem Milieu zu lernen und an Erfahrung zu sammeln war, wurde dem Dichter Fontane zum Quell und zur Inspiration späteren literarischen Schaffens. Der Journalist Fontane löste sich mehr und mehr von fixen parteipolitisch besetzten Positionen und kultivierte im Spiegel seiner Großbritannien-spalte, in Glossen und Leitartikeln eine politische Linie, die weniger preußisch als national, weniger parteispezifisch-konservativ als pragmatisch-machtpolitisch gefärbt war. In der „Kreuzzeitung“, die in den sechziger Jahren zum Forum der Richtungskämpfe unter den Konservativen geworden war, hinderte ihn niemand daran. Was er schrieb, paßte gut zur allgemeinen Euphorie der Jahre 1864 und 1866 und zum Bild des

starken Mannes, in dessen Bewunderung er sich mit einer wachsenden Mehrheit seiner Landsleute und auch mit einem Teil der englischen Presse einig fühlen durfte.

Fontanes zeitlich parallele Arbeit an den „Wanderungen“ und die darin sich ausdrückende Suche nach einem verlorenen Preußen zeigen, daß er, je „größer“ seine eigene Zeit zu werden schien, desto inniger an Tugenden dachte, die er allenthalben vermißte.¹⁴⁰ Mit den Streitpositionen zwischen Altkonservativen Gerlachscher Prägung, fortschrittlich Konservativen und sonstigen Schattierungen des zeitgenössischen Parteienspektrums hatte diese Haltung längst nichts mehr zu tun. Sie war vielmehr Fontanes ganz persönliches Credo, fast schon eine Obsession, über deren biographische Wurzeln zu spekulieren hier müßig ist.

Die Erweiterung und differenzierende Schärfe des Blicks, die der Literat Fontane seinem journalistischen alter ego verdankt, war bei allem naturgegebenen eigenen Talent auch an anderen Talenten geschult, die Fontane zeitweilig stark beeinflußt haben. Hesekiel wurde schon erwähnt. Ein weiterer inspirierender Geist war Hermann Wagener, Altersgenosse, Studienfreund und enger Vertrauter Bismarcks, führender Kopf der Frei-Konservativen, Gegner Gerlachs und dessen Altkonservativen,

¹⁴⁰ Am 16. Februar 1864 schrieb Fontane an Ernst Ludwig Kossak, Chefredakteur der „Berliner Morgenpost“, zu dessen Rezension seiner „Wanderungen“: „Ich schreibe diese Bücher aus reiner Liebe zur *Scholle*, aus dem Gefühl und dem Bewußtsein (die mir beide in der Fremde gekommen sind) daß in dieser Liebe unsre allerbesten Kräfte wurzeln, Keime eines ächten Conservatismus. Daß uns *der* Conservatismus, den ich im Sinne habe, noth thut, ist meine feste Ueberzeugung. Speziell unsrer guten Stadt Berlin ist die Vorstellung abhanden gekommen, daß Beschränkung, Disciplin, das freimüthige Bekenntniß des *Nicht*=wissens und viele andern kleinen Tugenden derart *auch* Tugenden sind, doppelt vielleicht weil sie bei der Oberflächlichkeit und Zersplitterung unsres Lebens, immer rarer werden. Das liebevolle sich Hingeben an das Nächstliegende ist ein Mittel zur Besserung; die großen Wandlungen im Gemüth erheischen ein Wunder; was ich thue – an mir selbst und andern – sind Hausmittelchen. – Ich schildre die Scholle und was sie trägt und getragen hat. Wenn ich dabei in die Lage gekommen bin, mehr den Adel schildern zu müssen, als das Bürgertum, so kann ich das nicht ändern. Ich kann nicht, dem großen Streit der Gegenwart zu Liebe (dessen Berechtigung ich anerkenne und den ich um keinen Preis wegwünschen möchte) die Geschichte, speziell die Geschichte unsrer Provinz auf den Kopf stellen.“ Ediert v. Jost Schillemeit, *Berlin und die Berliner*. In: Jahrbuch der deutschen Schilergesellschaft XXX, 1986, S. 58.



Hermann Wagener

zu denen er in den fünfziger Jahren selbst gehört hatte. Wagener hielt, ab 1866 als Vortragender Rat in Bismarcks unmittelbarer Umgebung tätig, ständige Verbindung zur „Kreuzzeitung“. Das Blatt enthält außer wortgetreuen Abdrucken politischer Reden Wageners eine Reihe wichtiger politisch-programmatischer Artikel, die von ihm geschrieben sein dürften. Über Wageners Persönlichkeit und sein Denken ist vieles an anderer Stelle nachlesbar. Fontane sah in ihm einen spekulativen Geist, der Dinge dachte und, wenn es ging, auch verwirklichte, die weit über das Begriffsvermögen der Zeitgenossen hinausgingen, namentlich der Konservativen unter ihnen, denen Wagener ja zuzurechnen war. Fontane exemplifizierte diesen Eindruck an den Überlegungen Wageners zur sozialen Frage, die heute ganz selbstverständlich wirken, damals aber, wie Fontane zunächst auch für sich selbst einräumt, ganz unrealistisch klan-

gen.¹⁴¹ Trotzdem hallten solche Vorstellungen in Fontane nach, je älter er wurde und, so ist hinzuzufügen, je mehr die tatsächliche gesellschaftliche Entwicklung Menschen wie Wagener recht gab.

Als Fontane die „Kreuzzeitung“ nach zehn Jahren verließ, trat er in ein privates Leben zurück, von dem er sich mehr Freiheit und neue Äußerungsmöglichkeiten zu den Themen erhoffte, die ihn eindringlich beschäftigten und bis ins Alter nicht losgelassen haben. Im Jahre 1870 waren alle seine Romane noch ungeschrieben. Und doch erscheinen sie uns rückblickend bis in Einzelheiten hinein schon in der Erfahrungswelt der sechziger Jahre angelegt. Die Stellung Preußens unter den europäischen Mächten, seine soziale Wirklichkeit und die erträumten Korrekturen dieser Wirklichkeit, Adel und Bürgertum, das Alte und das Neue im Meinungsstreit der politischen Parteien, die ganze Personnage im Umkreis der „Kreuzzeitung“ von Hesekei bis Bismarck, alte und neue Freunde, wie sie waren und im Anekdotischen fortlebten und wie sie hätten sein sollen, und das eigene Ich schließlich, dem der Dichter eine so empfindlich-kritische Zuneigung entgegenbrachte – dies alles gewinnt in den Romanwelten von „Vor dem Sturm“ bis „Der Stechlin“ noch einmal fiktive Gestalt. Alte Wünsche werden hier idealistisch abgebildet, erfüllt oder versagt, alte Wunden werden aufgerissen und in sublimen Versuchen einer Selbstheilung geschlossen. Wie anders ist es zu verstehen, wenn Adelheid von Stechlin die Kandidatur ihres Bruders Dubslav für die Konservativen in einem Brief an Woldemar so kommentiert¹⁴²: „Dein Vater [...] bleibt doch immer der alte. Gewiß wird er sich einbilden, ein Opfer zu bringen – er litt von Jugend auf an solchen Einbildungen. Aber was ihm ein Opfer bedünkte, waren, bei Lichte besehen, immer bloß Eitelkeiten.“ Dubslav sieht den „Kladderadatsch“¹⁴³ seiner Wahlniederlage voraus. Er unterliegt dem sozialdemokratischen Kandidaten, wie wir wissen, und nimmt es „ganz von der leichten Seite“ – geradeso wie es der Autor selbst 1862 wohl gern genommen hätte. Was er in „Von Zwanzig bis Dreißig“ nicht sagen zu können glaubte, das wird hier in literarischer Maskierung nicht ohne Selbstironie unliebsamer Erinnerung entrissen und in Ehren begraben.¹⁴⁴

¹⁴¹ Vgl. F.s Aufzeichnungen über Wagener: Segeletz. Geh.R. Wagener (Anm. 75), S. 216.

¹⁴² *Der Stechlin*, 16. Kap. In: HFA I, 5, S. 162.

¹⁴³ Ebd., 19. Kap., S. 180.

¹⁴⁴ Die zeitgenössische Kritik hat schon früh auf den autobiographischen Hintergrund des Romans hingewiesen. Fritz Mauthner bezeichnete den *Stechlin*

Der Romancier Fontane ist – die Feststellung darf nach Erhellung seines „Kreuzzeitungs“-Lebens getroffen werden – ohne den politischen Redakteur Fontane nicht denkbar. Die Wechselbezüge zwischen beiden Lebens- und Schaffensphasen, verhüllt zumeist und gewiß ohne Verlässlichkeit in biographischer Maßstabstreue, eröffnen neue Möglichkeiten der Forschung. Sie tauchen manches Gewohnte an Fontanes Bild in ein anderes Licht und können dort differenzieren oder auch vereinfachen, wo bisher zu kurz gegriffen oder, umgekehrt, zuviel gefragt wurde. Dann mag er uns wieder anschauen, der scharfe Beobachter, vertraut und doch etwas verwundert. Er wird sich mit unserer Neugier abfinden müssen.

Bonn, im September 1995

Heide Streiter-Buscher

als „den Abschlußstein“ von Fontanes „Selbstbiographie“ („Berliner Tageblatt“, Nr. 585, 8. November 1898); wenige Tage zuvor hatte der anonyme Rezensent im „Hamburger Fremdenblatt“ geschrieben (Nr. 260, 5. November 1898): „Jedem Kenner Fontanes wird es leicht klar, daß der Dichter mit diesem Roman das Fazit seines eigenen Schaffens und Erkenntnisstrebens gezogen hat und daß es die Stelle eines Memoirenwerkes vertritt.“ – Man hat sich oft gefragt, warum Fontane seine Arbeit an dem Störtebeker-Roman *Die Likedeeler* aufgab und sich statt dessen dem *Stechlin* zuwandte, dessen Brouillon er im November/Dezember 1895 in kurzer Zeit niederschrieb und der ihn noch 1897 so gefangen nahm, daß er „gar keine andern Gedanken“ hatte „und gegen alles andre auch gleichgültig“ war (F. an Ernst Heilborn, 12. Mai 1897. In: HFA IV, 4, S. 649). Vergegenwärtigt man sich, daß Fontane zuvor mit seinem autobiographischen Werk *Von Zwanzig bis Dreißig* befaßt war und die Arbeit daran ihn noch im Winter 1895/96, also gleichzeitig, beschäftigt und dabei die Erinnerung an die „Kreuzzeitung“ (Hesekiel-Kapitel) wachgerufen hat, liegt die Vermutung nahe, daß die Wirkungen der Vergangenheit – in Verbindung mit dem aktuellen Zeitgeschehen (Walter Müller-Seidels These in: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart ²1980, S. 428) – so mächtig in ihm waren, daß sie den historischen Stoff verdrängten.



Theodor Fontane
zur Zeit seiner Mitarbeit an der „Kreuzzeitung“

Unechte Korrespondenzen
1860–1865

Die allgemeine Lage Englands im Jahre 1860 ist, sieht man einmal von den kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Maoris auf Neuseeland und von dem Einmarsch in Peking an der Seite der Franzosen ab, unbelastet von großen Veränderungen und weltpolitischen Zwischenfällen. Lord Palmerstons Übergewicht als Premierminister wird von Whigs und Tories gleichermaßen anerkannt. Neutralität und Nichtintervention ist die vielzitierte Devise in allen außenpolitischen Fragen des Inselreiches.

Auf dem Kontinent beflügelt und beunruhigt die Machtpolitik Napoleons III. die Zeitgenossen. Das „politische Pendel“¹ der Geschichte schwingt zwischen Syrien und Italien: Dort sorgen die blutigen Auseinandersetzungen zwischen Drusen und Maroniten zur Wiederanregung der orientalischen Frage und führen zur französischen Intervention; hier bringt der Siegeszug der Partisanen unter Garibaldis Fahne der Sache des Liberalismus in Europa neuen Schwung. Auf dem Balkan regen sich vermehrt die nationalen Kräfte gegen die türkische Herrschaft. Eigentümlich am Rande bleibt das Rußland Alexanders II., wo die Erschöpfung durch den Krimkrieg noch nachwirkt. Jenseits des Atlantiks, in den Vereinigten Staaten, treffen die Gegensätze zwischen Yankees und Südstaatlern immer härter aufeinander und kündigen den Bürgerkrieg an.

Zwei innenpolitische Themen setzen die journalistischen Federn Englands vorübergehend mehr in Bewegung als alle auswärtigen Angelegenheiten: Die Frage, ob und wie Englands Küsten und seine Hauptstadt befestigt werden sollen, um eine feindliche (französische) Invasion abwehren zu können, und die für das Pressewesen wichtige Papiersteuerbill, durch die sich die Zahl allein der Tageszeitungen im Vereinigten Königreich innerhalb eines Jahrzehnts (1854–1864) nahezu vervierfachen wird.

Zu einem spezifisch englisch-preußischen Thema weitet sich in diesem und dem folgenden Jahr der sogenannte Macdonald-Streit aus, der im September 1860 nach einem Zwischenfall auf dem Bahnhof in Bonn entbrennt und zu Wortgefechten bis ins britische und preußische Parlament führt. Captain Macdonald, ein englischer Offizier auf Rheinreise, hatte deutschen Reisenden handgreiflich den Zutritt zu seinem Eisenbahnabteil verweigert. Er wird ohne Haftbefehl festgenommen und für

¹ Vgl. K London, 22. August 1860.

drei Tage inhaftiert. Die britische Presse, Preußen ohnehin nicht wohlgesonnen, empört sich über diese Freiheitsberaubung und stellt preußisches Beamtentum und preußische Gesetze wortreich an den Pranger.

Papiersteuer und Papierzoll

† London, 11. August

Es ist im Laufe dieser Session von dem einen und andern so vielfach die Rede gewesen, daß Sie mir gestatten wollen, behufs Klärung und Sichtung dieser etwas verzwickten Angelegenheit ein paar Worte zu sagen. Mr. Gladstone, der Finanz-Minister, proponierte aus Gründen, die ein Geheimnis sind und nur erraten werden können (man mutmaßt: Begünstigung einer Penny-Presse und Penny-Literatur auf Kosten der jetzigen publizistischen Machthaber, namentlich der Times), zu Anfang der Session Fortfall der *Papiersteuer*, d. h. der Abgabe (Akzise), die das *inländische* Papier zu zahlen hat. Diese Steuer beträgt anderthalb Penny (1 Sgr. 3 Pf.) aufs Pfund. Das Unterhaus ging mit großer Befriedigung auf diese Proposition ein, und wiewohl in den Herzen einiger die Frage aufkeimte: „Womit gedenkt der Finanzminister diese Lücke im Staatssäckel zu füllen?“ – so lautete doch die stille Antwort auf die stille Frage: Das ist *seine* Sache. So kam die Bill an die *Lords*. Ob weitblickender, oder in finanziellen Fragen nüchterner und geschulter, gleichviel, die Lords erkannten, daß die Einnahmen des Staates solchen Ausfall nicht tragen könnten, und wiesen die Bill zurück. Dies führte zu dem interessanten „Kompetenz-Konflikt“ zwischen Ober- und Unterhaus, der in Ihrer Zeitung mehr denn einmal besprochen worden ist. Was Sie von vornherein erwarteten – der Sieg blieb bei den Lords. Das Unterhaus hatte eine doppelte Niederlage erlitten: die große Grenz- und Prinzipienfrage war zugunsten der Lords entschieden worden, und die bloß finanzielle Seite der Bill hatte eine Beurteilung erfahren, die der Umsicht der Lords vor der der Gemeinen den Vorzug gab. Diese Scharte, so scheint es, war Mr. Gladstone entschlossen, je eher je lieber auszuwetzen. Die ursprüngliche Bill aufgebend, geriet er auf den Einfall, durch Herabsetzung des *Zolles* auf *ausländisches* Papier seinen Zweck, dessen letzte Intentionen wir nur mutmaßen können, zu erreichen. Die neuen Propositionen, mit denen er vor den Gemeinen erschien, heben den Unterschied zwischen inländischem und ausländischem Papier auf und setzen den *Einfuhrzoll* des letzteren auf dieselben anderthalb Penny pro Pfund herab, den das inlän-

dische Papier als *Steuer* zahlt. Gegen diese Neuerung haben, wie sich denken läßt, die englischen Papierhändler vor allem protestiert. *Und mit Recht*. Fremde Staaten erheben hohe Ausfuhrzölle von den Lumpen, die nach England hingeschafft werden, so daß die englischen Papiermacher im Vergleich mit dem französischen oder deutschen Fabrikanten gerade noch den Betrag jenes Ausfuhrzolles (den *sie* decken müssen) mehr zu zahlen haben, während es doch den Papiermachern des Kontinents freistehen soll, ihr Fabrikat unter gleichen Abgabe-Bedingungen nach England zu schaffen, die für die inländischen englischen Papiermacher in Form einer Steuer existieren. Die Unbilligkeit liegt auf der Hand. Man zwingt den englischen Fabrikanten mit ungleichen Waffen gegen die kontinentale Konkurrenz zu kämpfen. Man tut nichts, um den Exportzoll auf Lumpen, den der englische Papiermacher tragen muß, durch Vereinbarung mit den Kontinentalmächten abzuschaffen und streicht doch zu gleicher Zeit das ausgleichende, rettende Plus, wodurch sich der *Zoll* auf ausländisches Papier (2½ Penny aufs Pfund) von der *Steuer* auf inländisches Papier (1½ Penny aufs Pfund) unterschied. Das Unterhaus hat diese Unbilligkeit nicht einsehen wollen und ist auf die Gladstoneschen Propositionen eingegangen. Sehr wahrscheinlich aber ist es, daß das Oberhaus abermals Gelegenheit ergreifen wird, einen entschiedenen Fehler des Unterhauses zu korrigieren und seine Superiorität in Finanzmaßregeln aufs neue zu beweisen.

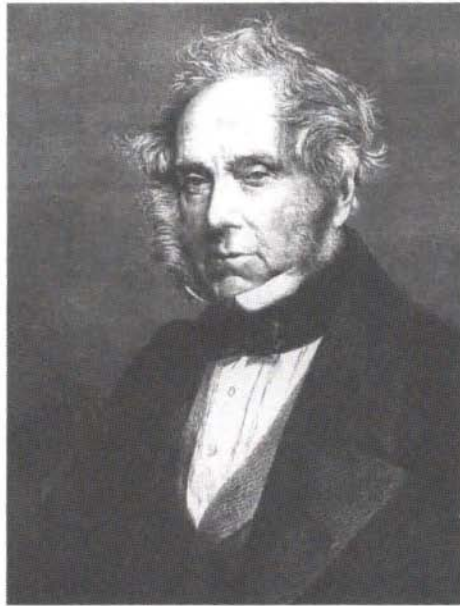
[Nr. 190, 15. 8. 1860]

Die letzten Waffengänge Schwadronshiebe und der gefeite Premier

† London, 16. August

Erlöschende Flammen flackern noch einmal auf. Während bereits Hunderte von Parlamentsmitgliedern mit einem „Mein Herz ist im Hochland“² die Hauptstadt verlassen und auf dem Grampian-Plateau mit deer-stalking und grouse-shooting begonnen haben; während täglich wiederkehrende Zeitungsnotizen versichern, daß am 17., am 20., am 24. die Parlaments-Vertagung unweigerlich beginnen und der Rest abzumachender Geschäfte widerstandslos und im Handumdrehen seine Erledi-

² Nach Robert Burns' „My heart's in the highlands“, übersetzt v. Ferdinand Freiligrath, vertont v. Niels Gade.



Lord Palmerston, First Lord of the Treasury

gung finden werde, — begegnen wir noch, allabendlich fast, erbitterten Kämpfen in beiden Häusern. Lord Ellenborough erklärt, daß er die indische Armee-Bill bekämpfen wolle, solange er eine Zunge habe, und die vielbesprochene Papierzoll- und Papiersteuer-Bill hat noch in der zwölften Stunde zu einem heftigen Turnier zwischen Bright und Palmerston geführt. Über die Frage selbst habe ich in meinem letzten Briefe mich ausführlich verbreitet, und wenn ich auf das Wortgefecht zwischen den beiden Gegnern heute zurückkomme, so geschieht es nicht, um über die Streitfrage selbst, sondern um über den Champion derselben, über Mr. *Bright*, den Mann des billigen Papiers und der Penny-Zeitungen, ein paar Worte zu sagen. Mr. Bright verbraucht sich, ruiniert sich selbst; er versteht nicht die Kunst, mit den eigenen Kräften haushälterisch umzugehen; er gerät über alles in Echauffement, wittert überall Verrat und findet nichts so klein oder unwichtig, daß es ihm nicht Gelegenheit geben sollte, vor zwölf Volksversammlungen zwölfmal dasselbe zu sagen. Wenn es je einen Mund gab, der ein Sonderleben zu führen scheint und auf den das alte, derbe deutsche Sprüchwort paßt, so ist es der seinige. Seine letzten Angriffe gegen Lord Palmerston sind lächerlich. Es exi-



Rt. Hon. John Bright

stierte wohl selten ein Minister, der, gerade einem *Prinzipienmanne* gegenüber, soviel angreifbare Punkte geboten hätte, wie der gegenwärtige englische Premier; aber Mr. Bright scheint sich eigens vorgesetzt zu haben, seine Angriffe nur auf solche Punkte zu richten, wo sein Gegner den schuß- und hiebfesten Panzer des Richtigen und Vernünftigen trägt. Lord Palmerston hat bis auf einen gewissen Grad die Partie der Lords genommen und liest die Times lieber als den „Morning Star“ – das sind seine Verbrechen, die in diesem konkreten Fall vorliegen. Und was sagt Mr. Bright? Er meint: „Es hat zu allen Zeiten Hochverrat gegeben, Hochverrat, der viel Böses, aber auch viel Gutes in sich schließen mochte, und der, je nachdem er mehr gut oder mehr böse war, seinem Träger Schmach oder Ruhm und Ehre schuf. Aber es gibt auch einen anderen Hochverrat, der keine Spur von Gutem oder Edlem enthält, der nur Schmach und Schande ist von Anfang bis zu Ende, der der Verachtung und Infamie bei Mit- und Nachwelt verfallen ist, und eines solchen Hochverrats steht Lord Palmerston auf dem Punkte sich schuldig zu machen.“ – *Solche* Angriffe abzuwehren, kann einem Fechter von Lord Palmerstons Geschicklichkeit nicht schwerfallen. Der Angreifer aber reiht sich durch solche bombastische Übertreibungen mehr und mehr in die große Armee der bloßen Phraseure ein. Wer mit 24-Pfündern gegen Kartenhäuser schießt, der hat kein Pulver und keine Bedeutung mehr,

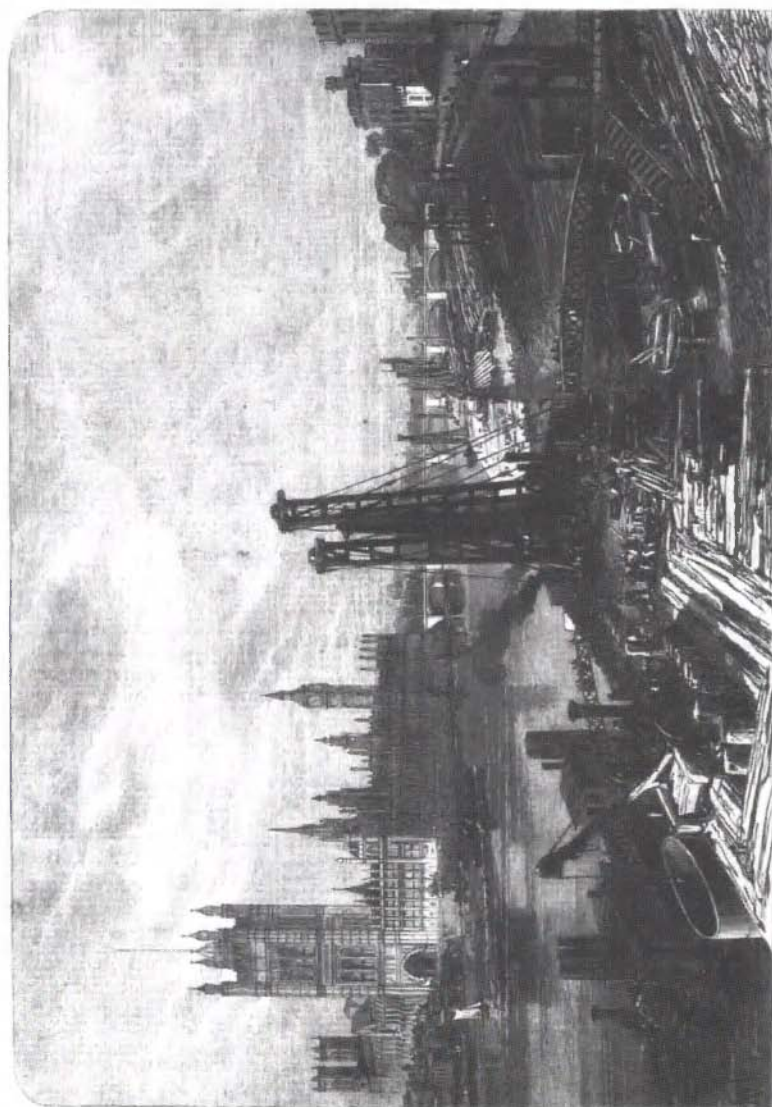
wenn es sich um den Ernst eines wirklichen Angriffs handelt. Wieviel feurige Kräfte hat dieser alte Premier schon im Angriff gegen seinen Asbest-Leib sich nutzlos verzehren sehen! —

[Nr. 194, 19. 8. 1860]

Der Sommer und die Themse Das London der Zukunft

† London, 22. August

Die Leitartikel unserer großen Zeitungen beweisen täglich *zwiefach*, daß wir in einer politisch-fruchtbaren Zeit leben; sie beweisen es durch das, was sie bringen, aber noch mehr fast durch das, was sie *nicht* bringen. Alle die alten Lieblingsthemata, die sonst die letzten Sommermonate ausfüllen, fehlen entweder ganz oder müssen sich mit Plätzen begnügen, wie sie Gästen in einem überfüllten Hotel zuteil zu werden pflegen. Drei Sommer lang haben die Ungezogenheiten der *Themse* (die Wordsworth vor 50 Jahren noch besang, die seitdem aber keinen Dichter mehr gefunden hat) den Stoff zu unzähligen Leitartikeln hergeben müssen; aber der Raum, den Dehli und Lucknow, den selbst Magenta und Solferino nicht völlig in Anspruch nahmen, er fehlt in diesem Jahre, wo das rote Kamisol Garibaldis als Fahne weht und die Drusen-Scheiks nicht nur Städte und Dörfer, sondern auch Zeitungsspalten rücksichtslos verschlingen. Wie heiter stimmte es sonst, wenn wir von der Königin und dem Hofe lasen, daß sie, die Köpfe in riesige Bouquets begraben, eine Themsefahrt *gewagt* hätten, oder wenn wir von dem Gerüchte hörten, daß das Parlament nach Oxford, in die Mitte des Landes verlegt werden müsse, wie beim Andringen einer feindlichen Armee. Solche heitere Zwischenspiele werden uns diesmal vorenthalten, und zwischen Syrien und Neapel schwingt der politische Pendel im ermüdenden Gleichtakt hin und her. Kaum daß die Papiersteuerfrage das monotone Konzert mit wohlthuender Disharmonie durchschrikt. Das Themse-„Excitement“ schweigt; aber während zum ersten Mal seit Jahren die *Worte* gespart werden, *geschieht* etwas. Es pflegt auch anderwärts so zu sein. Kein Leitartikelschreiber spielt graziös mit dem verfänglichsten aller Themata oder präsentiert mit einem „noch ein Sträußchen“ die reizendsten Blumen des Witzes und der guten Laune an die immer neu entzückten Leser; aber während die literarischen Hände feiern, rüsten sich schon die Hände von Steinmetz und Maurer, um dem schönen London (schön im großen Stil) das letzte zu geben, was seiner Schönheit fehlt — einen *Themse-Quai*. Möglich,



Progress of the Southern Embankment of the Thames at Lambeth

daß neue Verzögerungen eintreten, aber schwerlich auf lange; denn nicht Luxus und Hang nach Verschönerung werden endlich diesen Quai ins Leben rufen, sondern der Zwang und die bittere Not. Seine allernächsten Zwecke gehen dahin, einen mächtigen Quader-Damm an beiden Ufern zu schaffen, der einerseits eine Cloaca maxima bis weit vor die entlegenen Ausläufer Londons führen, andererseits das Bett der Themse so eindämmen soll, daß auch bei niedrigster Ebbe immer noch Wasser zwischen den beiden Quader-Ufern bleibt. Hierdurch werden die beiden Hauptübelstände beseitigt werden, die zur Zeit darin bestehen, daß nicht nur die Abzugs-Kanäle (die sogenannten sewers) *innerhalb* Londons in die Themse einmünden, sondern namentlich auch darin, daß bei eintretender Ebbe alles das auf dem breiten Sand- und Uferstreifen liegen bleibt, was von dem Schoß und Zins, den 3 Millionen Anwohner tagtäglich an die Themse zahlen, durch die letzte Flut nach London *zurückgestaut* worden ist. Dies ist die eigentliche partie honteuse; nicht der Fluß und sein Wasser, sondern die Sandbank, auf der die Ebbe alle zwölf Stunden den Londonern die Tafel deckt. Die Quais werden sich auf ebendiesem Uferstreifen erheben und so die Themse zu einem mächtigen Canale machen. Der Raum, der dadurch gewonnen wird, ist sehr bedeutend, und wird die Mittel hergeben, dem Nützlichen, dem Zuträglichen das Schöne und Imposante hinzuzufügen. *Auf* diesen Quais wird sich ein neues London erbauen. Was das Alsterbassin für Hamburg, der Markusplatz für Venedig ist, das werden diese Quais, nur in unendlich erweitertem Maßstab, für London werden. Hotels und Paläste werden sich hier erheben, und wenn zur Ausführung auch nur ein kleiner Teil der Pläne kommt, die vor Jahren schon die Manchester-Ausstellung schmückten, so wird das kommende Jahrhundert hier eine Einfahrt sehen, wie sie bisher nur die Phantasie eines William Turner geschaffen hat, wenn er Karthago und die heimkehrende Flotte einer Dido malte.

[Nr. 199, 25. 8. 1860]

Landesbefestigung

† London, 27. August

Die Landesbefestigungsfrage hat noch einmal zu einer lebhaften Debatte geführt; diesmal im Oberhause (Vgl. Nr. 198³). Lord Ellenborough hat

³ London, 21. August. Befestigungs-Bill. Die Freiwilligen-Korps, in: Nr. 198, 24. 8. 1860.



Fortification — A la mode française.

Faithful Ally: "Eh, Mons. Bull, you are not afraid of me?"

John Bull: "Oh no, not afraid in the least — I only follow your fashion."

auf die Unzulänglichkeit dessen hingewiesen, was man beabsichtige, und hat namentlich die Befestigung von Woolwich (die große *Arsenal*-Stadt, anderthalb deutsche Meilen unterhalb Londons an der Themse gelegen) als eine unerläßliche Maßregel zu beweisen getrachtet. Es scheint, daß Lord *Ellenborough* bei dieser Gelegenheit genauso verfahren ist, wie er immer verfährt: er schießt über das Ziel hinaus, begeht ein paar Irrtümer, spricht ein paar Exzentritäten und macht es dadurch einem weit geringeren Talent, als das seine ist, leicht, ihn unter Betonung der schwachen Punkte seiner Rede ad absurdum zu führen. Woolwich, so hat man ihm repliziert, braucht nicht befestigt zu werden, denn — wir gedenken es im Fall einer drohenden Invasion in die Mitte des Landes zu verlegen! Solche Entgegnung schneidet, mit der Schärfe des Witzes, die Debatte ab; aber mit Unrecht. Gewandte Reparties sind eine schöne Gabe; aber sie kaptivieren bekanntlich das Urteil und schaffen eine Heiterkeit nicht nur auf Kosten dessen, gegen den sie gerichtet sind, sondern oft auch auf Kosten der Wahrheit. Die *Times*, die in dieser Frage die Anschauungen der Regierung teilt, spielt mit den Auslassungen Lord *Ellenboroughs* und bringt die Lacher auf ihre Seite. Aber wenn das Lachen vorüber ist, wird sich niemand, der sich nicht absichtlich die Augen verschließt,

verhehlen können, wie die Ellenboroughsche Rede in dem einen Punkte recht hat, daß die Verteidigungsmaßregeln, soweit sie der Kenntnis des Publikums vorliegen, durchaus nicht ausreichend sind, dem Lande, *ganz besonders der Hauptstadt, ein Gefühl der Sicherheit zu leihen*. Der Plan der Regierung geht einfach dahin, Portsmouth und Plymouth durch erweiterte Befestigungen zu schützen und das Arsenal von Woolwich, durch Zurücklegung in die Mitte des Landes, der Möglichkeit eines Angriffs zu entziehen. Gut. Ein vierter Punkt aber bleibt übrig, das Herz des Landes, sein eigentlicher Lebenspunkt – London. Wie wichtig die Häfen und Arsenale sein mögen, London ist wichtiger. Lord Ellenborough ging deshalb sehr richtig von dem Gedanken aus, Woolwich weniger um seiner selbst, als vielmehr um der Hauptstadt willen zu befestigen; das nah gelegene Woolwich *sollte die schützende Zitadelle Londons werden*. Ein unbefestigtes Woolwich aber, gleichviel wohin verlegt, hört selbstverständlich auf, ein Stützpunkt für die Hauptstadt zu sein. Der Landesverteidigungsplan der Regierung hat London um diesen Stützpunkt gebracht und mit mehr Mut als Weisheit ist man übereingekommen, eine Feldschlacht vor den Toren Londons über das Schicksal des Landes entscheiden zu lassen. Das Mißliche dieses Planes springt in die Augen. Ich unterschätze die englische Armee keineswegs; Mut, stolzes Bewußtsein, Patriotismus, waren immer in ihr lebendig, – aber die beste Armee kann geschlagen werden und sie wird, nach dem berühmten Aussprüche Napoleons, immer geschlagen werden, wo zwei Bataillone gegen eines stehen. Ist man in den betreffenden Comité-Sitzungen so sicher gewesen, daß das numerische Verhältnis ein minder ungünstiges sein werde? Glaubt man wirklich einer Invasions-Armee von 80.000 Mann mehr als 40.000 gegenüberstellen zu können? Wo will man sie hernehmen? Sie sind nicht da. Und dann? Es ist Torheit, eine solche Entscheidungsschlacht anders wagen zu wollen, als mit der Gewißheit des Sieges in den Händen. Nur ein zahlreiches Heer kann solchen Sieg verbürgen, gegen das Anwachsen einer heimischen Armee aber lehnt sich das britische Gefühl (vielleicht nicht ohne Grund) mit seiner letzten Herzensfaser auf. Es bleibt also, wenn man die sich völlig jeder Berechnung entziehenden Freiwilligen nicht mit in Anschlag bringen will, nichts anderes übrig, als sich auf das altbewährte Hilfsmittel des Schwächeren gegen den Stärkeren zu stützen – *auf eine gesicherte Position*. Das hat Lord Ellenborough gewollt. Man hat seine Anträge, die im letzten einen durchaus gesunden Kern enthielten, mit ein paar Schlagwörtern abgefertigt. Möge man nicht Ursach haben, es einst zu bereuen.

Zwei Briefe an Mr. Bright

† London, 6. Oktober

Es liegt mir eine englisch geschriebene, aber in Paris gedruckte und deshalb mit vielen tausend Druckfehlern ausgestattete Broschüre oder Ansprache vor, worin ein *serbischer* Student sich an den großen Zivilisations-Advokaten Mr. *Bright* wendet und seine mächtige Rednergabe (in und außer dem Parlament) für die türkische Rajah, d. h. also für die vielen Millionen Christen in Bosnien, Serbien und Herzegowina in Anspruch nimmt. Die Ansprache geschieht in zwei Briefen, von denen der eine von Berlin, der andere von der serbischen Heimat des Briefstellers aus geschrieben ist. Der Inhalt der Briefe, in denen sich ein lebhaftes patriotisches Empfinden und ein begreiflicher Haß, untermischt mit Verachtung, gegen die türkischen Unterdrücker ausspricht, bringt wenig neues Material, und Mr. Bright, wenn er der Aufforderung nachkommen sollte, wird schwerlich Stoff für eine lange Reihe von speeches daraus entnehmen können; einige Gedanken und Anschauungen indes sind wo nicht neu, doch beherzigenswert. Ich gebe ein paar solcher Stellen. Der Serbe sagt: „Wir verlangen keine Hülfe von Europa; wir verlangen nur, daß uns Europa gewähren läßt, daß uns Österreich oder England nicht in den Arm fällt, wenn wir ihn zu unserer Befreiung erheben. Wir bedürfen nicht der Hülfe Europas, nur Waffen brauchen wir; man erwirke uns das Recht, Waffen zu tragen und wir werden unabhängig und gefürchtet sein wie (!) die Montenegriner ... Man hat uns vorgeworfen, wir seien unter 400jähriger Sklaverei demoralisiert und unfähig, uns selbst zu regieren; aber man sollte das eine nicht vergessen, daß wir während derselben 400 Jahre am Evangelium festgehalten und der Verlockung zum Übertritt, der uns Freiheit gewährt hätte, widerstanden haben. Solche Treue und Ausdauer wachsen nur auf gutem Boden ... Von der englischen *Regierung* erwarten wir nichts, sie war immer falsch und grausam, selbstsüchtig und rücksichtslos; aber wir erwarten viel von den Sympathien des englischen *Volkes*. Wir kennen die Macht der öffentlichen Meinung in Ihrem Lande. Das englische Volk hat für die Lombarden und die Sizilianer, die nur einen *politischen* Druck zu tragen hatten, Partei ergriffen, und die Sache eines armen Judenknaben ist monatelang mit Eifer verfochten worden — sollte ein vom Erbfeind der Christenheit unterdrücktes Volk nicht gleicher Sympathien und gleicher Anstrengungen würdig sein? ... Die Furcht vor Rußland (unbegründete, wie ich meine)

bestimmt die Politik West-Europas in dieser Frage; soll ewig der Halbmond statt des Kreuzes auf der Sankt Sophia ragen, weil das Testament Peters des Großen mit seinen apokryphen Paragraphen in den Ohren englischer Staatsmänner klingt?“ – So weit unser serbischer Student. Wird Mr. Bright diese Frage in „Entreprise“ nehmen? wird er wie für China und Parlaments-Reform, so für Serbien und Christentum eintreten? Ich bezweifle es. Die Türkei scheint für die englischen Politiker aller Farben das *noli me tangere* zu sein; man will die Kugel nicht rollen lassen, von der man nicht weiß, ob sie auf rot oder schwarz fällt und wer der Gewinner sein wird.

[Nr. 238, 10. 10. 1860]

Die Nation der „Löwenherze“

† London, 18. Oktober

Die Engländer versichern einem mit jenem ehrlichen Gesichts-Ausdruck, den nur eine wirkliche Überzeugung leiht, „daß sie nicht eitel seien“. Sie sind stolz auf ihren Stolz, sie sprechen mit Bewußtsein von ihrem Selbstbewußtsein; aber man kränkt sie, wenn man nur eine Andeutung fallen läßt, daß ein englisches Herz auch Eitelkeit beherbergen könne. Und doch sind sie *sehr* eitel. Wenn in *anderen* Städten und Ländern Regimenter mit klingendem Spiel vorüber ziehen, so laufen die Leute ans Fenster und rufen „unsere Soldaten“ und folgen ihnen mit Ohr und Auge nach; in *England* lächelt der Philister befriedigt vor sich hin und brummelt zwischen den Zähnen: „gallant fellows“ (tapfere Jungen). Ziehen die gallant fellows wirklich in den Krieg, so avancieren sie gleich nach der ersten Schlacht und nehmen en masse den Namen „heroes“ an: „die Heroen von Waterloo“, „die Krim-Heroen“ etc. Diese Dinge treten im englischen Volksleben mit einer Konsequenz auf, daß es unmöglich ist, dabei von bloßem Zufall zu sprechen. Mit Geflissentlichkeit wird der Glaube genährt, daß jeder Engländer ein Blutsverwandter von Richard Coeur de Lion sei. Geschichtsschreiber und Presse tun das Ihrige, um diesen Glauben lebendig zu erhalten. Die etwaige Feigheit des einzelnen oder einer Gesamtheit wird so lange verdeckt, als sie sich verdecken läßt; schwindet aber die Möglichkeit der Geheimhaltung, so statuiert man ein Exempel und kleidet die Verurteilung in solche Zornesworte, als wäre dergleichen nie vorher geschehen. Die höchste Entrüstung soll die Seltenheit des Vorkommnisses vor aller Welt konstatieren. Dies Ver-

fahren hat sein Lächerliches, aber freilich auch sein Verdienstliches und Nachahmenswertes; namentlich können wir *Deutsche* davon lernen. — Diese Bemerkungen drängten sich mir angesichts eines Artikels auf, in dem die *Times* einen neuerdings bei Besteigung des Wienacher Gletschers (in Tirol) verunglückten Engländer eine Art Grabrede hält. Das Mißliche von derlei Unternehmungen wird besprochen und endlich die Frage aufgeworfen, ob solches Aufsuchen der Gefahren nicht als unmoralisch zu verwerfen sei. Die *Times* räuspert sich bei Aufwerfung dieser Frage, zupft Vatermörder und Manschetten ein wenig hervor und antwortet dann mit Feierlichkeit der Miene des perfekten Gentleman: „nein!“ „Unternehmungsgeist und Liebe zur Gefahr — so fährt sie fort — sind ein hervorstechender Zug im Charakter des Engländers und nicht sein schlechtester Zug. *Fremde können das nicht verstehen* (foreigners cannot understand it); sie verstehen das ebensowenig wie unseren Eifer für Cricket-Spiel und Boot-Regatta, oder wie den Umstand, daß unsere Arbeiter auf den Werften lieber sich packen und mit der Faust bekämpfen, als sich belauern und niederdolchen. Die Lust am ‚Sport‘ steckt uns zu tief im Blut, als daß *wir* sie abtun könnten, lediglich um am Schluß des Jahres die Liste der Unglücksfälle um ein paar Nummern vermindert zu sehen.“ — Kann man das lesen ohne Heiterkeit? Welche Anschauungen von kontinentalem Leben liegen dem allen zugrunde! Ist es nicht, als steckten *wir* alle hinter dem Kachelofen und schnitzten Klammern und Quirle? Armer Kaiser Max, Du hast umsonst auf der Martinswand gestanden; beklagenswerter Seydlitz, Du bist umsonst unter dem sausen den Windmühlflügel hindurchgeritten; Kießlack, Du Reise-Donquijote, Du hast umsonst Deinen Namen an die höchsten Felsenwände geschrieben; Barth und Overweg und Vogel, warum durstetet ihr in der Wüste und littet Gefahr und Tod? — Die *Times*, das Organ der „Nation ohne Eitelkeit“, hat Jagd und Gefahr, Sport und Unternehmungsgeist als etwas spezifisch Englisches für sich und ihre Landsleute in Anspruch genommen und den Satz in die Welt geschickt: „foreigners cannot understand it“.

[Nr. 248, 21. 10. 1860]

Hic haeret aqua

† London, 29. Oktober

Die „New-Quarterly-Review“, ein gut redigiertes *Tory*-Organ, diskutiert in ihrem neuesten Hefte die Frage: „Wie kommt es, daß unsere *Whigs*

und *Liberalen* über so hervorragende Talente verfügen, während unsere *Konservativen* sich freudlos und langweilig durch den Sand ihrer Betrachtungen schleppen?“ Die „Review“ wirft diese Frage nicht nur auf, sie beantwortet sie auch und findet die Erklärung für eine nicht wegzuleugnende Tatsache einfach darin, daß die *liberale* Partei splendor sei, mehr Geld verausgabe, mehr Ämter zur Verfügung stelle und durch diese einfachen Mittel alle Talente herbeilocke, die sich selbstverständlich dorthin neigten, wo die größere Aussicht auf Protektion und Beförderung sei. Diese Angaben erscheinen allerdings nur teilweise richtig. Es ist wahr, daß die publizistischen Talente in England, mehr als irgendwo anders, auf eine „Stellung“ hin zu schreiben pflegen, und daß leicht begreiflicherweise eine sogenannte „government-position“ eher von der Partei zu gewärtigen steht, die entweder am Ruder ist, oder doch die größte Chance hat (wie seit 30 Jahren die Whigs) es jeden Augenblick auf's neue ergreifen zu können. Aber, wenngleich ich weitab davon bin, diesen Umstand, der manche Kraft ins whiggistische Lager geführt haben mag, zu unterschätzen, so halt ich mich doch überzeugt, daß das *entscheidende* Moment ganz woanders liegt. Diese Dinge (Geld, Stellung, Protektion) könnten allenfalls auf die *Zahl* derer entscheidend einwirken, die sich dem Whiggismus zudrängen, aber auch *nur* auf die Zahl. Diese Betrachtung führt uns auf das Richtige. Die *Quantität* der Talente könnte sich der Toryismus entfremdet sehen, und sich nichtsdestoweniger damit getrösten, daß es Geld und Aussicht sei, was die literarischen Kräfte von ihm hinweglocke; aber es fehlt ihm auch an der *Qualität*, und dies zeigt uns klärlich, wo das Übel liegt. Der Toryismus hat kein Banner mehr, kein bestimmtes, festes Prinzip, und wo dies fehlt, da kann (heutzutage mehr denn je!) von Begeisterung nicht länger die Rede sein. Die Sache wird zu Geschäft und Vorteilsfrage, weil der Toryismus nicht mehr imstande ist, etwas Besseres daraus zu machen; er entbehrt der Zauberformel für und über die Geister. Ändert nach *der* Seite hin, und das Geschrei von der Käuflichkeit wird fortfallen! Das Gros der Armee wird freilich nach wie vor den Whigs und Liberalen aus Vorteil nachlaufen; aber die besten und reifsten Kräfte werden da sein, wo sie die höchsten Aufgaben und die größere, innere Befriedigung finden. Die Menge mag gehen, wohin sie will; „ihr sollt die Stimmen wägen und nicht zählen“⁴.

[Nr. 258, 2. 11. 1860]

⁴ „Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen“, Leo Sapieha in Schillers Dramenfragment *Demetrius*, 1.

**Das Macdonald-Fieber. Pariser Sal sedativum
Eine Ponton-Kompanie**

† London, 5. November

„Barbier de Tinan hat Befehl erhalten, den Angriff Gaetas von der See-seite her nötigenfalls mit Gewalt zu hindern“ – diese Nachricht traf gerade rechtzeitig genug in London ein, um das Bad wieder kühl zu machen, in dem poor Prussia, Moeller and all gekocht werden sollten. Das Angstgespenst geht wieder um, der Rätselhafte jenseit des Kanals ist wieder um 5 Grad Rätselhaftigkeit gestiegen! „Wenn er doch der Listigere wäre, ... wenn, ... wenn“, – und siehe da, die Leitartikelschreiber stützen sich wieder die Köpfe und monologisieren vor sich hin: „Wär’s möglich, könnt’ er alles, was er wollte.“⁵ Das soll er aber nicht, er *soll* nicht alles können, und um dies der Sphinx⁶ an der Seine (die sich, wenn ihr Rätsel gelöst ist, auch in den Abgrund stürzen wird) nach Möglichkeit zu notifizieren, wenden sie sich Preußen wieder zu, nur noch ein leises Schmollen und Grollen um Stirn und Mund. Die heutigen Blätter sprechen schon wieder von „Stammes- und Blutverwandtschaft“ und so oft diese Schaugerichte auf den Tisch gestellt werden, kann man sicher sein, daß ein Friedensfest gefeiert werden soll. Die englische Presse gewährt seit Jahr und Tag einen überaus komischen Anblick. Sie kommt mir vor wie eine Ponton-Kompanie, immer die Brücken-Equipage hinter sich. In diesem Aufzuge marschieren sie zwischen Ost- und Südküste, zwischen Nordsee und Pas de Calais beständig hin und her. Ist Herr v. Schleinitz nicht entgegenkommend genug, oder Staatsprokurator Möller zu „ungezogen“, so packen 120 Leitartikelschreiber ihre Pontons auf, laufen vom östlich gelegenen Harwich oder Lowestoft nach dem südlich gelegenen Dover, lassen die Pontons ins Wasser – und die Entente-cordiale-Brücke, die ans Herz des treuen Alliierten führt, ist wieder fertig. Wird der treue Alliierte aber rätselhaft, schickt er Truppen nach Syrien oder neue Regimenter nach Rom, so werden die Kähne wieder ausgehoben und etwas unwirsch nach Harwich zurückgeschleppt. Die Verbindung mit dem Osten, die Brücke nach Deutschland ist dann wieder gut genug. So geht es hin und her. Wie lange noch? Daß übrigens das Macdo-

⁵ „Wär’s möglich? Könt’ ich nicht mehr, wie ich wollte?“ – Wallenstein-Monolog, in Schillers *Wallensteins Tod* I, 4.

⁶ „Wie lauend überm Rätsel lag die Sphinx“, aus Christian Friedrich Scherensbergs Gedicht *Waterloo* (1849), bezogen auf Napoleon I.

nald-Fieber oder die furia inglese, die hier getobt, wieder einem ruhigeren Pulsschlag Platz gemacht hat, hat neben den neuen politischen Konstellationen, die die letzten Tage uns brachten, auch in der einmütigen Haltung der *deutschen* Presse seinen Grund. Die Engländer lieben es, ihren Charakter mit dem einer Dogge verglichen zu sehen, und mit Recht. Sie greifen tapfer an, aber sie kehren auch um, wo man ihnen die Zähne weist. Das Einschüchterungssystem, das bullying other people, wird hier seit 30 Jahren mit Meisterschaft gehandhabt. Hoffentlich tut es nicht not, die Berliner (wozu ja auch die Bewohner der *Wilhelmsstraße* gehören) an den altbewährten Satz zu erinnern: „Laß Dich nicht verblüffen!“ —

[Nr. 263, 8. 11. 1860]

Macdonald und Palmerston

† London, 12. November

Das Urquhartsche Wochenblatt „The Free Press“, das es sich zur Aufgabe stellt, der Times und ihrem Gesinnungsgenossen, dem Lord Palmerston, auf ihren Schleich- und Winkelzügen zu folgen, bringt in seiner neuesten Nummer sehr schätzenswertes Material zum Verständnis des Lärmens, des Entrüstungsschreies, den man bei Gelegenheit der Macdonaldschen Affäre in England künstlich hervorzurufen wußte. „The Free Press“ macht darauf aufmerksam, daß dieser Lärm teils während der Anwesenheit der Königin Victoria in Coburg und Koblenz, teils unmittelbar nachher erhoben wurde, und hält sich fest überzeugt, daß er ein bloßes Kunstprodukt war, entweder um an gewisser Stelle (in a high quarter) einzuschüchtern, oder wenigstens ein Mißtrauensvotum abzugeben. Lord Palmerston — so raisonneiert „The Free Press“ — glaubt noch immer an den German influence (deutschen Einfluß) an höchster Stelle und deduziert daraus sein Recht, diesen German influence mit *jedem* Mittel, erlaubt oder unerlaubt, zu bekämpfen. Die Gegensätze zwischen Lord Palmerston und dem hochgestellten Repräsentanten des German influence (Prinz-Gemahl) sind alt und haben mehr denn einmal zu offenkundiger Fehde geführt. Vor Ausbruch des Krimkrieges gingen Palmerstonische Blätter so weit, mit einer Hochverratsklage und einem Platz im Tower zu drohen. Die Tudor-Tage aber sind hoffentlich vorbei. Trotzdem, — man drohte. Der alte Gegensatz scheint sich — nach mehrjährigem Waffenstillstand — zu ähnlich offener Kriegführung wie im Jahre



His Royal Highness the Prince Consort, from a Photograph Taken Shortly
before His Death by Mayall

1854 heraufschrauben zu wollen. German influence denkt über die Vorgänge in Italien ganz anders, als Lord Palmerston, und German influence ist namentlich deutsch genug, um über Holstein ganz andere Vorstellungen zu unterhalten, als der englische Premier, der geschworne Feind eines starken Preußens, einer norddeutschen Küstenmacht. Der Aufenthalt der Königin in Coburg und Koblenz kann nicht ohne Berührung dieser beiden Fragen vorübergegangen sein, und es ist mehr denn wahrscheinlich, daß der Repräsentant des German influence eine größere Bereitwilligkeit gezeigt hat, sich den gemäßigten, einen Rechtsboden anerkennenden *preußischen* Anschauungen anzuschließen, als der Durchgänger-Politik des britischen Premiers. Man berechne, welchen Eindruck die Nachricht davon auf Lord Palmerstons Herz gemacht haben muß, das, aus verschiedensten Gründen, viel zu sehr für den Marquis Rosoli, genannt d'Azeglio, schlägt, um anders, als gut-sardinisch empfinden zu können. Es galt, dem „deutschen Einfluß“, der vielleicht auf *deutschem* Boden wie Riese Antäus seine Kräfte wachsen fühlte, es galt, diesem German in-

fluence ein Paroli zu bieten, gegen ihn zu demonstrieren, der Politik desselben ein großes öffentliches Dementi zu geben. *Daher* die bitteren Worte über die preußische Note an Turin; *daher* das forcierte Heranziehen der holsteinischen Frage, der man sonst so gern aus dem Wege geht; *daher* das Ausbeuten des Macdonaldschen Streites, den ein Auge wie das Palmerstonsche sofort als einen geeigneten Mergel erkannte, um das englische Gemüt fruchtbar und treibekräftig und für das Wachsenlassen gewisser politischer Körner doppelt fähig zu machen. — Viele Deutsche haben sich nasführen lassen, haben versucht, Aussagen und Anklagen zu widerlegen, von denen es von vornherein feststand, daß sie nicht widerlegt werden *sollten*. Gratulieren wir uns wenigstens, daß es unsern Gegnern nicht gelungen ist, zu dem Triumph unserer Dupierung auch noch den unserer Einschüchterung hinzuzufügen.

[Nr. 270, 16. 11. 1860]

Die Reise der französischen Kaiserin Hamilton-Palace

† London, 21. November

Die Kaiserin Eugenie hat vorgestern ihre Reise nach Schottland von hier aus angetreten. Nach kurzem Verweilen in York, wo sie die berühmte alte Kathedrale in Augenschein nahm, ist sie in Edinburg eingetroffen. In diesem Augenblick hat sie *Hamilton-Palace* wahrscheinlich schon erreicht. Gestatten Sie mir, Ihnen aus der Erinnerung einiges über die Lage und historischen Schätze dieses schönen Palastes mitzuteilen. *Hamilton-Palace* liegt in ziemlich unmittelbarer Nähe des Städtchens Hamilton, zwischen diesem und dem Clyde-Flusse. Die ganze Umgebung ist gleich ausgezeichnet durch landschaftliche Schönheit, wie durch geschichtliche Erinnerungen. *Bothwell-Castle*, ein altes Douglas-Schloß, in dem die berühmte Familie vorzugsweise gern sich aufzuhalten pflegte, ist kaum eine halbe Stunde Weges von *Hamilton-Palace* entfernt, und auf dem Wege dahin passiert man *Bothwell-Bridge*, eine über den Clyde führende Brücke, wo Herzog Monmouth und unter ihm, als zweiter im Kommando, Graham von Claverhouse, Graf von Dundee, die schottischen Presbyterianer vernichtete. Walter Scott, in seinem Roman „Die Schwärmer“ oder „Die Presbyterianer“ (er führt in den Übersetzungen verschiedene Titel, weil sein englischer Titel „Old Mortality“ eine wörtliche Übersetzung nicht gut zuläßt), hat eine berühmt gewordene Schilderung

dieser Schlacht gegeben.⁷ — Aber kehren wir nach Hamilton-Palace zurück. Ich leiste auf eine plastisch-anschauliche Beschreibung des schönen Baues Verzicht und führe Ihre Leser nicht durch Hallen und Korridore, Empfangs- und Speisesäle, Bibliotheken und Galerien; die übliche Ausdehnung einer Korrespondenz gönnt mir nicht Raum dazu. Ich zähle einfach auf, was der Palast an Sehenswürdigkeiten enthält und beginne mit dem *Neuesten* der Art. Es ist ein runder, reich vergoldeter, mit Bildnissen geschmückter Tisch von Sèvres-Porzellan, ein Geschenk der Kaiserin *Eugenie* aus dem Jahre 1853, dessen Goldrand die Inschrift trägt: *Offert à la Madame la Duchesse de Hamilton par sa Majesté l'Impératrice Eugénie*. Besonders reich ist Hamilton-Palace an historisch oder künstlerisch berühmten Etuis, Kassetten, Toiletten, Schreibzeugen u.s.w. Man scheint dergleichen hier seit alten Zeiten gesammelt zu haben, wie man anderen Orts wohl einer Sammlung von Tabatières begegnet. Eine dieser Kassetten ist von Malachit, eine andere mit Mosaikbildern, eine dritte mit Gemmen und Edelsteinen ausgelegt, und jede einzelne wird auf 15.000 Lstr., also 100.000 Tlr., geschätzt. Lieber verweilen wir bei den Dingen von historischem Interesse: ein Reise-Necessaire Napoleons I., eine goldene Schatulle (Geschenk des Kaisers Nikolaus) und ein Juwelen-Kästchen Maria Stuarts. Hierher gehören ferner der Karabiner, womit Bothwell von Bothwellhaugh (aus Eifersucht) den Regenten Murray erschoss, ein altes Originalbild der oben erwähnten Schlacht bei Bothwell-Bridge und vor allem der goldene Ring, den Maria Stuart kurz vor ihrem Tode und zum Lohn für seine Treue an Lord John Hamilton schickte. In dem Ringe soll sich eine Locke der schönen Königin befinden. Die Bibliothek des Schlosses ist reich an alten Handschriften, an Inkunabeln und Büchern, die nur als Unica existieren; noch wichtiger ist die Bildergalerie. Sie besteht aus mehr als 2000 Gemälden, darunter das berühmte Rubenssche Bild „Daniel in der Löwengrube“. Ferner nenn' ich als besonders sehenswert: eine Grablegung Christi von Poussin, eine Correggiosche Madonna, der Geizige von Quentin Massys, außerdem Bilder von Tizian, Rembrandt, Guido Reni, da Vinci und allen englischen Meistern seit Hogarth. Unter den Porträts nimmt das Bildnis von Jacob, Herzog von Hamilton, der mit Karl Stuart zusammen erzogen, vom royalistischen Montrose nichtsdestoweniger der Verrätere bezüchtigt und schließlich (1649) auf Befehl Cromwells hingerichtet wurde, an historischem Interesse unbedingt den ersten Rang ein. Daran schließt

⁷ 31. Kapitel.

sich das Porträt der Herzogin Anna von Hamilton, die sich später mit dem Herzog von Argyle vermählte und so schön war, daß sie bei Hofe, wie Horace Walpole erzählt, den Namen the Queen of beauty führte. — Diese Aufzählungen mögen genügen. Der Palast ist eben fürstlich und die Kaiserin Eugenie wird den Comfort und Reichtum von St. Cloud und Compiègne im Schloß der Hamiltons nicht vermissen.

[Nr. 277, 24. 11. 1860]

Garibaldi und Lord Robert Montagu

+ London. 3. Dezember

Es ist nicht wahrscheinlich, das Lord Robert Montagu die Kreuz-Ztg. liest; um so mehr wird es Sie interessieren, in Erfahrung zu bringen, daß auch Lord Robert (zweiter Sohn des Herzogs von Manchester) seine Ansicht dahin ausgesprochen hat: *Garibaldi* sei ein Groß-Flibustier, ein *Walker* im großen Stil, vielleicht ehrenhafter und gewiß glücklicher als der letztgenannte, aber von Prinzipis wegen doch immer nur ein — Walker. Der Brief an die Times, in dem Lord Robert diese Ansichten ausgesprochen, hat hier, wo der Garibaldi-Cultus noch immer auf alter Höhe steht, begreiflicherweise ein ungeheures Aufsehen gemacht und die Keulen der Grobheit, wie die spitzen Pfeile des Spottes, sind gleich geschäftig über den Tory-Lord hergefallen. Das wird jedem natürlich scheinen, der da weiß, was es mit einem solchen Briefe (noch dazu von einem *Lord*) in der englischen Presse auf sich hat. Jeder kennt die berühmte Reiter-Attaque am Tage von Leipzig. Zehntausend französische Kürassiere durchbrachen die Schlachtreihe der Verbündeten und fegten siegreich, alles niederwerfend, *was ruhig dastand*, wie ein Sturmwind über die Felder hin. Als sie sich dem Monarchenhügel näherten und die Gefahr auf's äußerste gestiegen schien, warf sich ihnen Fürst Schwarzenberg mit 300 Garde-Kosaken entgegen und brachte den rasenden, atemlos gewordenen Chocq zum Stehen. Ähnliches sieht man in der englischen Presse sehr oft; zehntausend gepanzerte Leitartikel nehmen das Land im Sturm, bis ein kleines „Eingesandt“ den Mut hat, sich dem tobenden Wetter entgegenzuwerfen; — alles stutzt, man besinnt sich und — kehrt um. Dies ist die praktisch-politische Bedeutung, die der Brief Lord Roberts an die Times hat. Ich lasse nun ein paar Sätze aus ihm folgen: „Einer Ihrer Mitarbeiter“, so schreibt er, „scheint außer sich darüber,



The Meeting of General Garibaldi and Victor Emmanuel
on the 26th of October, near Teano

daß einige Summen, die für Garibaldi bestimmt waren, in die Hände Mazzinis gefallen sind. Er scheint es für unanständig anzusehen, wenn wir dem *Mazzini* helfen; aber er scheint es für ehrbar und tugendsam zu halten, wenn wir überall bereit sind für *Garibaldi* einzustehen. Ich bekenne, dieser Logik nicht folgen zu können. In meinen Augen sind beide aus *einem* Guß, stehen auf gleicher Stufe und unterscheiden sich nur dadurch, daß der eine mehr Glück gehabt hat als der andere. Garibaldi mag tapfer sein und seinen Kriegszug in gutem Glauben unternommen haben. Aber der Umstand, daß ein einzelner die strafenswertesten Dinge in ‚gutem Glauben‘ tut, darf nicht zu allgemeiner Verwirrung innerhalb der einfachsten Fragen führen und darf Unbeteiligte, die zu Wächtern des europäischen Rechts bestimmt sind, am allerwenigsten veranlassen, die Begriffe von Recht und Unrecht auf den Kopf zu stellen. Wer einem benachbarten und befreundeten Fürsten nächtlicherweile ins Land bricht und die Truppen niederschießt, die brav und ehrlich genug sind, für ihren Eid und ihren König einzustehen, der mag mutig sein und ein geschickter Führer dazu; aber er ist nichtsdestoweniger ein Freibeuter, dem die Kugel vor den Kopf gehört. Wie würden wir mit Marschall MacMahon verfahren, wenn er, heimlich unterstützt von Louis Napoleon, an der irischen Küste landete? Sprechen wir nicht davon, daß Sizilien unter-

drückt gewesen sei und Irland nicht. Torheit! Was wissen wir von der Unterdrückung Siziliens? nichts, gar nichts, als was in unseren Zeitungen gestanden hat, die es — auch nicht wissen. Hüten wir uns, daß man nicht über kurz oder lang Gelegenheit nimmt, den Spieß umzukehren und gegen uns selbst zu richten.“ — So weit Lord Robert. Solche Stimme pflegt in England nicht ungehört zu verhallen. Nach Zusammentritt des Parlaments werden wir ähnlichen Äußerungen täglich begegnen; denn während die Presse beinah ausnahmslos dem Radikalismus verfallen ist, halten sich, innerhalb des Parlaments, die konservativen und liberalen Elemente glücklicherweise immer noch leidlich in Balance.

[Nr. 287, 6. 12. 1860]

Die Parteien in Amerika

† London, 5. Dezember

Die *amerikanische Frage*, die um der „Baumwolle“ willen auch eine Lebensfrage für England ist (fast mehr, als für die Vereinigten Staaten selbst, die am Ende ihre Zwei- oder Drei-Teilung glücklich überleben würden), wird hier jetzt täglich durchdebattiert, mit einem Eifer, der von den stump-orators in Illinois und Wisconsin schwerlich übertroffen werden kann. Versuch' ich es, Ihrem New Yorker Korrespondenten vorzugreifen, und ein paar Worte „zur Situation“ zu sagen. Wir haben uns, unter dem Einfluß *neuer* Erscheinungen und Parteibildungen innerhalb der Union, an die Vorstellung gewöhnt, daß sich das politische Leben der Vereinigten Staaten immer um den Gegensatz zwischen Demokraten und Republikanern, d. h. um Sklaverei und Anti-Sklaverei, um slaveholders und abolitionists, gedreht hat. Diese Vorstellung aber ist nicht richtig. Die Gegensätze waren nicht immer dieselben, weder dem Namen noch der Sache nach. Starke Gegensätze bildeten sich erst vor etwa 30 Jahren aus und man begann *Demokraten* und *Whigs* (nicht Demokraten und Republikaner) zu unterscheiden. Der Streit damals hatte mit der Sklaven-Frage nichts zu tun, sondern die Demokraten, die zu jener Zeit die aggressiven waren, verfolgten keinen andern Zweck als den, das Monopol der großen Vereinigten-Staatenbank in Philadelphia zu brechen. Sie waren auch siegreich darin, brachten einen demokratischen Präsidenten an die Spitze und wurden für die neueste Zeit (mit geringen Unterbrechungen) die tonangebende, herrschende Partei. Sie bestanden keines-



A Family Quarrel

wegs aus bloßen, im Süden angesessenen Sklavenhaltern, sie hätten als solche nie zur Herrschaft kommen können, da die freien Staaten des Nordens immer die mächtigeren waren und zu jeder Zeit über 2/3 aller Stimmen verfügten. Die Demokraten siegten, weil die Prinzipien, *für die sie damals fochten* und die die Sklavenfrage zunächst noch wenig betonten, ebenso sehr im Norden wie im Süden Vertretung fanden.

Im Jahre 1848 entwickelte sich das Vorspiel zu den Ereignissen, die sich jetzt vollzogen haben. Ein Riß kam in die demokratische Partei; der junge van Buren (bis dahin ein Demokrat) begann für „Antisklaverei“ zu stimmen, trennte sich mit seinen Anhängern von der Partei, der er bis dahin zugehört hatte, ging ins feindliche Lager über und schuf den Demokraten dadurch einen doppelten Verlust. Aber die Dinge schienen zunächst noch wieder einklingen zu wollen. Man teilte sich nach wie vor in Whigs und Demokraten, die bunt durcheinander im ganzen Lande wohnten, Whigs im Süden und Demokraten im Norden, – der scharfe prinzipielle Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Sklaverei und Antisklaverei war angeregt, aber noch nicht ausgebildet. So kam das Jahr 1856. Die Whigs hatten inzwischen ihren Namen verloren und erschienen gemischt mit neuen Elementen (darunter vorzugsweise ehemalige Demokraten und Flüchtlings-Zuzug aus Europa) als zwei völlig verschiedene Parteien auf dem Wahlplatz, als Knownothings und Republi-

kaner, von denen die letztern dem Prinzip der Sklaverei (wir werden später sehen *bis wie weit und in welchem Sinne*) entschieden den Krieg erklärten und diese *eine* Frage zum Alpha und Omega ihrer Agitation machten. Hätten sich damals (1856) Knownothings und Republikaner zu *einer* Phalanx vereinigt, so würden die Demokraten, die jetzt mehr und mehr anfangen, mit dem Süden, d. h. den Sklavenstaaten, *identisch* zu werden, schon damals besiegt worden sein; dies Bündnis zwischen den beiden obengenannten Parteien kam aber nicht zustande, und Mr. Buchanan, der Kandidat der Demokraten, wurde gewählt.

Es war noch einmal ein Sieg der Partei, die seit 30 Jahren fast mit Ausschließlichkeit geherrscht hatte, — ein Sieg, aber ein so mühevoller, daß er schon andeutete, was kommen würde. In den vier Jahren, die seitdem vergangen, sind die Republikaner (die, im Gegensatz zu den alten Whigs, nur im Norden ihren Sitz haben) unablässig tätig gewesen, ihrem Prinzip der Anti-Sklaverei Terrain zu erobern, und nach allen Seiten hin das Land durchziehend, haben sie durch Eifer und Geschick die natürliche Majorität des Nordens um ihr Banner vereinigt und gegen die Minorität des Südens siegreich in den Kampf geführt. Ihr Kandidat, Mr. *Lincoln*, siegte gegen Senator Douglas, den Kandidaten der demokratischen Partei. Die ungeheure Aufregung, die dieser Sieg im Lande hervorgerufen hat, der Jubel der Republikaner, wenigstens ihrer extravaganteren Stimmführer, die Wut und Beschämung im Süden, alle diese Dinge sind seit 4 Wochen auch in Ihrer Zeitung vielfach besprochen worden. In meinem nächsten Briefe werd' ich nachzuweisen suchen, welcher Art die Zornausbrüche des Südens sind, und ob denselben bloß gekränkte Eitelkeit, das bittere Gefühl einer Niederlage, oder auch eine politische Berechtigung, weil eine tödlich berührte Lebensfrage des Landes zugrunde liegt.

[Nr. 294, 14. 12. 1860]

Die Parteien in Amerika

II

† London, 10. Dezember

Ich warf am Schlusse meines vorigen Briefes die Frage auf, ob der Wahlsieg der *Republikaner* oder mit andern Worten die bevorstehende Präsidentschaft des Mr. *Lincoln* notwendiger- oder auch nur wahrscheinlicher Weise von Gesetzen und Maßregeln begleitet sein werde, die den

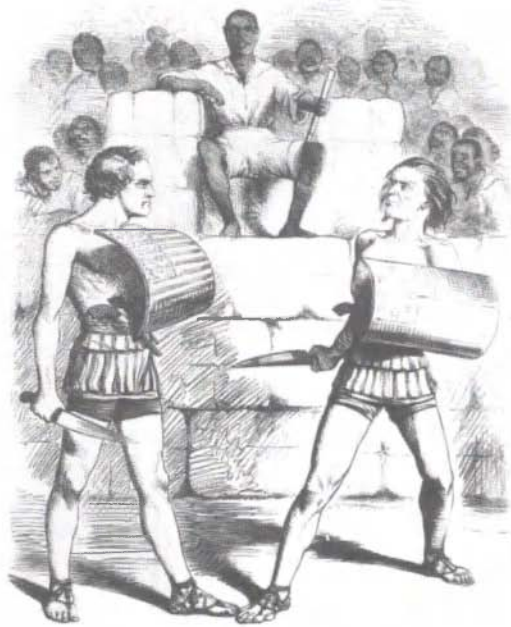
südlichen (Sklaven-) Staaten vorweg ein verständiges, stichhaltiges Recht geben könnten, mit ihrem *Ausscheiden* aus der Union zu drohen. Diese Frage ist auf das Bestimmteste mit „Nein“ zu beantworten. In dem ganzen ungeheuren Lärm, den die südlichen Staaten erhoben haben, spricht sich nichts anderes aus, *als die Erbitterung darüber, in einer Wahlschlacht geschlagen worden zu sein*. Praktisch, tatsächlich wird durch den Sieg der Republikaner wenig oder gar nichts geändert; ja die Stellung des neuen Präsidenten wird eine so heikle, gefahr- und verantwortungsvolle sein, daß er – da er ohnehin nichts weniger als ein Ultra unter den Abolitionisten ist – alles Mögliche aufbieten wird, um zu versöhnen und den Süden das Gefühl einer Niederlage vergessen zu machen. Die große Majorität der Sklavenstaaten hat auch inzwischen der Stimme leidenschaftsloser Erwägung Gehör gegeben und wird voraussichtlich der Union verbleiben. Nur *Süd-Carolina* macht eine Ausnahme; den letzten Nachrichten zufolge, ist es entschlossen, seinen Austritt wirklich zu bewerkstelligen. Es stützt sich dabei auf Sätze und Anklagen, die längst widerlegt sind, die aber immer neu in den Vordergrund gestellt werden, weil man jeder abmahnenden Stimme längst das Ohr verschlossen hat, weil man sich in der Rolle des Eigensinnigen gefällt, oder von der eiteln Vorstellung ausgeht, durch eine Austritts-Drohung die Majorität der Staaten zwingen zu können.

Süd-Carolina, dessen Auflehnung und Beschwerdeführung im Leben der Union nichts Neues ist, hat schon früher die Saumseligkeit der „freien“ Staaten in der Auslieferung flüchtiger Sklaven angeklagt. Es hebt nun mit Emphase hervor, daß unter einem republikanischen Präsidenten das Flüchtigwerden der Sklaven selbstverständlich wachsen müsse und daß die freien Staaten sich, ihrem Prinzip zuliebe, abgeneigter denn je zur Auslieferung der Flüchtiggewordenen erweisen würden. Alles dies ist Phrase und Vorwand für, wie es scheint, fest beschlossene Schritte, deren eigentlichste Triebfedern nur erst vermutet werden können. Daß alles eitler Vorwand ist, erhellt am besten aus der einfachen Tatsache, daß unter hundert entlaufenen Sklaven neunundneunzig aus den Staaten Maryland, Virginien, Kentucky, Tennessee und Missouri, also aus den eigentlichen Grenzstaaten, sind; und doch ist es gerade diesen am allerwenigsten eingefallen, sich vom Bunde losreißen zu wollen. Daß die siegreichen Republikaner nicht aggressiv verfahren, daß sie *allerhöchstens* darauf bedacht sein werden, die *Ausdehnung* der Sklaverei auf die sogenannten „Territorien“ (Gebiete, die nur in einem losen Zusammenhange zur Union stehen, gleichsam Keime künftiger „Staa-



Abraham Lincoln, of Illinois, President Elect of the United States

ten“) nach Möglichkeit zu verhindern, — diese Dinge sind nirgends bekannter und landläufiger als in den Süd-Staaten selbst. Weiß man doch überdies, daß in beiden Häusern des Repräsentantenhauses die Demokraten nach wie vor die Majorität haben und durch ihre Abstimmungen selbst die Pläne eines extravaganten Präsidenten ohne alle Mühe zu nichte machen könnten. Die Erbitterung Süd-Carolinas muß also in anderen Dingen ihren Grund haben. Die stolzen und reichen Bewohner des Landes sind zunächst in ihrem Herrscherdünkel gekränkt. Rule or ruin (Herrschaft oder Untergang) ist ihre Devise; — das ist eins. Aber man erzählt sich auch — und das mag die *Hartnäckigkeit* ihres Widerstandes erklären — daß sie im Geheimen mit *Frankreich* Unterhandlungen angeknüpft und für ihren Handel wie für ihre politische Machtstellung in *ihm* eine Rückenlehne gewonnen hätten. Sollte sich dies bestätigen, so würde Süd-Carolina allerdings schwer den Rückweg zur Union finden und vielleicht umgekehrt die Handhabe werden, um auch andere Steine, über kurz oder lang, aus dem immer lockerer werdenden Bau herauszubrechen. — Zum Schluß stehe hier ein Passus aus einer Rede Senator Douglas', des *demokratischen* Präsidentschafts-Kandidaten, der gegen



“Caesar Imperator!” or, The American Gladiators

Lincoln unterlag. Was er sagt, wird den Hauptinhalt meines Briefes bestätigen. „Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die siegreiche Partei ihren Grundsätzen praktische Geltung verschaffen werde. Schwerlich. Der Präsident vermag nichts gegen das Gesetz. Verletzt er dies, dann steht er bald als Angeklagter vor den Schranken des Gerichts. Unsere gegenwärtigen Gesetze schützen die Institutionen des Südens, und da die republikanische Partei im Kongreß wie im Senat die schwächere ist, so hat der neue Präsident (selbst wenn er wollte) auch keine Aussicht, die bestehenden Gesetze zu ändern.“

[Nr. 295, 15. 12. 1860]

Falsche Sicherheit Köln und Cologne

† London, 29. Dezember

Es ist wahr, das alte Mißtrauen zwischen England und Frankreich schläft nicht und wird nie schlafen; aber in Deutschland hat man sich zu hüten,

aus diesem Mißtrauen allzu günstige Schlüsse für die eigene Sicherheit zu ziehen. Die Franzosen melden aus China, daß die Engländer zu spät gekommen seien, und John Bull revanchiert sich durch die Versicherung, daß die Franzosen besser zu plündern als zu schlagen verstünden. Der „Constitutionnel“ verkündet mit Emphase, daß das Kreuz auf der ehemaligen Jesuitenkirche in Peking neu aufgerichtet, der römisch-katholischen Kirche eine neue Welt eröffnet sei, und die englische Presse antwortet darauf mit einem Hohn, hinter dem sich Mißgunst und Besorgnisse schlecht verbergen. Dieser kleine Krieg zwischen den Alliierten wird täglich geführt und erhält täglich neue Nahrung; das Scharmützeln droht auch wohl dann und wann in ernstere Kämpfe überzugehen, und man hört ein Knattern und Schießen an der ganzen Grenze entlang. Aber dieser kleine Krieg und das Mißtrauen, daraus er fließt, sollten *Deutschland* nicht blind machen gegen den alten Erfahrungssatz, daß sich zwei Leute, die sich gegenseitig nichts gönnen, dennoch verbinden können, um einem Dritten das Seine zu nehmen. Die Habsucht kann stärker werden als der Neid. Diesem einfachsten Erfahrungssatz verschließt man bei Ihnen Aug' und Ohr; man tröstet sich damit, daß man in Windsor den Mann der Tuilerien nicht leiden könne und daß selbst Palmerston in seinen Sympathien tief erschüttert sei. Alles derart wird eifrig zusammengetragen und jedem Kleinsten eine Bedeutung beigelegt, die es nicht hat. „Die Kaiserin war nur zum Lunch bei der Königin“; „Graf Walewski haßt die Engländer, und sie hassen ihn wieder“; „Graf Morny sinkt immer tiefer in der Achtung der britischen Minister“, – so klingt es von hieraus tagtäglich zu ihnen herüber, und kein Zweifel, die Nachrichten aus Paris bestätigen vice versa den Mangel an Freundschaft und melden mit gleicher Bestimmtheit das französische Achselzucken über Lord John Russell und seine Depeschen-Weisheit. Man vergleicht die Aussagen von hüben und drüben, findet die Feindschaft bestens etabliert und – reibt sich im Gefühle völliger Sicherheit, vielleicht auch moralischer und intellektueller Überlegenheit, die Hände. *Preußen* ist geborgen, ist der Gegenstand der Liebe des einen und des Respekts des andern. Verblendung. Sie erfahren auf's Genaueste, wie Lord John Russell über Walewski und wie Walewski über Lord John Russell denkt; aber die Hauptfrage bleibt unerledigt, *die* Frage, wie beide, trotz aller Gegnerschaft, über *Preußen* denken, und ob es nicht Punkte gibt, wo sie sich finden. Preußischerseits kommt man nicht los von alten Traditionen, von Malplaquet und Krefeld und Waterloo, man glaubt noch immer an „Belle-Alliance“; die Engländer aber denken an ihren Vorteil und an

weiter nichts. Es kann dies nicht oft genug gesagt werden. Wenn dieser Vorteil ihnen vorschreibt, gemeinschaftliche Sache mit *uns* zu machen, so können wir auf sie rechnen; wenn dieser Vorteil, und wär' es der äußerlichste und momentanste, ein Bündnis mit *Frankreich*, oder mindestens ein Abwarten und Zusehen vorschreibt, so werden wir vergebens die Hände nach englischer Hülfe ausstrecken. Man wird uns verhöhnen; man hat hier überhaupt keine Sympathien mit fremden Völkern, am wenigsten mit den Deutschen. Polen, Schleswig-Holstein, das Rheinufer – da haben wir drei feine Fragen. Louis Napoleon wird völlig freies Spiel haben, d. h. unsere alten Waterloo-Alliierten völlig im Schach halten, *wenn er will*. Er droht und verspricht, wie's paßt, und wenn das eine nicht hilft, so hilft doch das andere. Schon fangen das „Chronicle“ und andere imperialistische Zeitungen an, „public opinion“ gegen Deutschland zu bearbeiten, das (*horribile dictu!*) der „Brigandage“ bezüchtigt wird, und Unterhaus-Mitglieder beginnen von der „Natürlichkeit und Angemessenheit der Rheingrenze“ zu fabeln. Vorausgesetzt, daß Louis Napoleon einen passablen Nage-Knochen für den britischen Löwen findet (und er *wird* ihn finden!), so wird dieser ohne Murren zusehen, wenn Köln eine französische Stadt wird. Kennt es doch der Engländer nur unter dem Namen „*Cologne*“⁸.

[Nr. 1, 1. 1. 1861]

⁸ Vgl. Fs echte London-K v. 31. Dezember 1856 *Der Zehn-Schwaben-Protest und das englische Publikum*, in: NFA XVIII/2, S. 706.

Beunruhigt zeigt sich Englands Politik durch den sich allenthalben auswirkenden Napoleonismus. Während die großen Reformaufgaben im Innern des Landes ungelöst bleiben und der parlamentarische Parteienkampf nicht stattfindet, richtet sich das Augenmerk der britischen Diplomatie auf Frankreich und auf das Bemühen, das Machtstreben Napoleons III. soweit wie möglich zu paralysieren.

Das Mitte März proklamierte neue Königreich Italien unter Victor Emanuel II. weckt die Hoffnungen aller Völker, die sich von einer Fremdherrschaft unterdrückt fühlen: Die Ionischen Inseln erklären die britische Schutzherrschaft für die Quelle all ihrer Übel und streben die Vereinigung mit Griechenland an; Ungarns Ruf nach Selbstverwaltung bringt Österreich mit seiner neuen konstitutionellen Gesamtverfassung in Verlegenheit; die Türkei hat in ihren europäischen Provinzen vermehrt mit aufkeimenden nationalen Regungen zu kämpfen; Polen reagiert auf neue russische Reformpläne mit Nationaldemonstrationen in Warschau, die zu strengen Maßregelungen durch die russische Regierung führen. Rußland selbst ist durch seinen Entwicklungsprozeß weiterhin gelähmt; nach Aufhebung der Leibeigenschaft befindet es sich noch mitten in den Mißständen eines Übergangs.

Je ernster die Nachrichten über den zunächst als kurzlebig eingeschätzten amerikanischen Sezessionskrieg über den Atlantik dringen, desto mehr erlahmt Englands Energie an den europäischen Vorgängen; die Südstaaten und deren Baumwollmacht berühren das englische Wirtschaftsinteresse unmittelbar und folgeschwer, erregen die englische Nation und steigern sich gegen Ende des Jahres zum Kriegsgeschrei, als bekannt wird, daß ein Kriegsschiff der Nordstaaten den englischen Postdampfer „Trent“ auf hoher See angehalten und zwei Kommissare der Südstaaten, die auf dem Weg nach Europa waren, um dort für die Sache der Konföderierten zu werben, gewaltsam von Bord geholt hat. Die um die Jahreswende begonnene gemeinsame Intervention Frankreichs, Englands und Spaniens in dem vom Bürgerkrieg geschwächten Mexiko, dessen neuer Staatspräsident Juárez alle mexikanischen Zahlungsverpflichtungen gegenüber den europäischen Gläubigern suspendiert hatte, bleibt für die beiden letzteren eine kurze militärische Episode; England und Spanien erkennen schon bald Napoleons wahre machtpolitischen Ziele und ziehen sich im April des folgenden Jahres, nachdem es zu Verhandlungen mit der mexikanischen Regierung gekommen war, von dieser Expedition zurück.

Die britische Presse verfolgt das Bemühen des englischen Parlaments, lange Debatten zu führen und doch nichts zu bewirken, mit wachsender Kritik. Die „Macdonaldiade“ im Unterhaus gewinnt dagegen stürmischen Applaus in spaltenfüllenden Artikeln. Der im Dezember plötzlich eingetretene Tod Prinz Alberts, vom englischen Journalismus zu Lebzeiten mit wenig verhohlenem Argwohn bedacht, läßt die Vorbehalte der Vergangenheit in milderem Licht erscheinen und beschert wohlmeinende Nachrufe. Der Tod König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zu Beginn des Jahres und die zeremonielle Krönung des preußischen Prinzregenten in Königsberg zum König von Preußen im Herbst machen kaum nennenswerte Schlagzeilen. Die schleswig-holsteinische „Angelegenheit“ sowie die deutsche Frage und die damit einhergehenden Lösungsbestrebungen werden in England allerdings aufmerksam verfolgt und mit wenig Sympathie für Preußen und um so mehr Wohlwollen für Österreich bedacht.

Ein Winterfest

† London, 3. Januar

Nichts liest sich lieblicher, als eine Sommerschilderung aus Stockholm oder dem skandinavischen Norden. Jeder weiß, daß es eine kurze Spanne Zeit ist, die dem Grün und dem Blumenbunt gehört, und alles strömt hinaus, um nichts einzubüßen von dem spärlich zugemessenen Glück. Fluß und See, so lange unter der Eisesdecke, blicken wieder blau gen Himmel; hundert Boote mit roten Bändern und singenden Mädchen schießen drüber hin, und den grünen Wald-Eilanden geht es zu, wo die weißen Statuen nicht mehr frostig im Schnee, sondern wie lachende Frühlingsgestalten unter dem Grün der Birken und Buchen stehen. Wie in Skandinavien der Sommer, so ist hier in England der Winter ein kurzer und deshalb gefeierter Gast. Der Reiz des Neuen steht ihm zur Seite, und die Eisdecke, die im Norden wie die kalte Hand des Todes auf der Landschaft liegt, hier ist sie wie ein kristallener Spiegel, zu dessen Wunderbildern alles drängt. Die letzten Tage haben uns solchen Spiegel gebracht und auf dem schönen Serpentine-River des Hyde-Park jubelte das schlittenfahrende, schlittschuhlaufende London. Die Tausende, die sich hier tummeln, sie zählten zwar kaum zu jenen Repräsentanten der „Gesellschaft“, die während der Frühjahrs- und Sommertage den weichen Sand von Rotten Row auf und ab galoppieren oder in prachtvollen

Fuhrwerken, groß und klein, ihre tägliche Corsofahrt auf dem weitgespannten Oval des Hyde-Park beschreiben; andere Elemente waren hier versammelt, und wie es dem bunten Bilde an der Vornehmheit der Erscheinung gebrach, so gebrach es seinen Gestalten auch an jener Grazie und jenem Geschick, das die echten Nordlandssöhne zeigen, sobald sie ein Schlittschuhpaar unter den Füßen fühlen. Aber was diesen Reunions auf dem glatten Parquet des Serpentine-River an Glanz und Grazie auch fehlen mochte, *doch* war es ein bezaubernder Anblick, ein Bild von einer poetischen Heiterkeit, wie man ihr selten auf den Straßen und Plätzen Londons begegnet. Als es zu dunkeln begann, tauchten vielfarbige Lichter am Ufer auf, und während bereits die Sterne am Himmel standen, schossen die Schlitten, deren Damen chinesische Lampen in ihren Händen hielten, wie Blitze über die Eisfläche hin. Blau, gelb, rot leuchtete es phantastisch durcheinander, und das Klingeln der Schlitten von Knightsbridge und Kensington herüber, paßte wie eine leise, märchenhafte Musik zu dem Bilde, dessen Schnee- und Lichterglanz aus einem nordischen „Tausend und eine Nacht“ genommen zu sein schien.

[Nr. 5, 6. 1. 1861]

Die Geschichtsschreiber von Printing-House-Square

† London, 7. Januar

Die Gelehrten der *Times* haben Veranlassung genommen, bei Gelegenheit des Todes König Friedrich Wilhelms eine Charakterzeichnung des Hingeschiedenen zu versuchen. Daß sie dabei gescheitert sind, versteht sich von selbst; schon einfach deshalb, weil es im Redaktions-Lokal der *Times* in bezug auf *Preußen* und seine Geschichte heißt: „Was ist ihm *Hekuba*?“¹ Daß man keine Liebe für uns hat, mag hingehen; aber man hat auch kein Interesse für uns, und weil das Interesse fehlt, so fehlt das ernste Studium, ohne welches sich die Vorgänge und leitenden Persönlichkeiten eines anderen Staates nicht verstehen lassen. Die *Times* schildert die Jugend und die Jugendeindrücke König Friedrich Wilhelms IV. und versucht daraus den Charakter des Königs zu erklären; sie begeht dabei aber so enorme Schnitzer, stellt halb wahre Prämissen auf und

¹ Ausspruch Hamlets in Shakespeares *Hamlet, Prinz von Dänemark*, II, 2; gleichlautend in Fs *Hamlet*-Übersetzung, vgl. AFA Gedichte III, S. 346.

zieht so völlig falsche Schlüsse daraus, daß bei Ihnen daheim jeder Leser die Empfindung haben muß: „Wo nimmt die Times, bei so mangelhaftem Vertrautsein mit unserer Geschichte, den Mut her, sich in Charakter schilderungen unserer Fürsten zu versuchen und uns — wozu sie sich immer berufen fühlt — mores zu lehren.“ Lassen Sie mich Ihnen aus den Einleitungssätzen des betreffenden Artikels eine Probe geben. Times schreibt: „Der erste Geschichts-Unterricht, den Friedrich Wilhelm empfang, war ein trüber. Nachdem ihm seine Lehrer von der Niederwerfung Preußens und von der Auseinanderreißung der Reiche seines Vaters erzählt hatten, mußte er auch den Tag von Austerlitz noch niederschlucken (he had to take in the battle of Austerlitz), der selbst unsern Pitt in die Grube brachte. Zu jener Zeit war es auch, wo in der Seele des jungen Fürsten zuerst die Vorstellung von einer *großen nordischen Allianz* Platz greifen mochte, die damals Wurzeln schlagend, in spätern Jahren und unter veränderten Verhältnissen als ein starker Baum aufschöß und bekannte Früchte trug. Die entsprechenden Unterhandlungen aber wurden rauh unterbrochen; während Preußen schwatzte, handelte ein anderer. Der erste Napoleon brach in Thüringen ein und die Schlacht von Jena vertrieb Friedrich Wilhelm III. aus seiner Hauptstadt.“ — Kein Preuße, der nur eine Spur von der Geschichte seines Landes weiß, wird diese Sätze ohne Lächeln lesen können. Sie sind im Englischen mit erkennbar unsicherer Hand, zum Teil mit absichtlicher Zweideutigkeit geschrieben, um, wenn die Unkenntnis an's Licht kommen sollte, nötigenfalls eine Hintertür zum Entschlüpfen zu haben. *Erst* eine Auseinanderreißung (dismemberment) Preußens, *dann* die Schlacht bei Austerlitz, *dann* ein Anlehnen an Rußland und *dann* die Schlacht bei Jena — es ist unglaublich, *wie* das „Weltblatt“ derlei Sachen in die Welt hinausschicken kann; es muß darauf rechnen, daß es in Preußen nicht gelesen wird. Was würde die Times von einem deutschen Leitartikelschreiber (der noch dazu den Ton eines *Historikers* annimmt!) sagen, der in die Welt hineinschriebe: „Unmittelbar nach der Schlacht von Trafalgar sammelte Lord Nelson die englischen Schiffe, fuhr nach Neapel, wurde vom Könige zum Herzog von Brenta ernannt und zerstörte schließlich die französische Flotte in der Schlacht bei Abukir.“ Das völlige auf den Kopf stellen aller chronologischen Reihenfolge ist in dem vorstehenden Satze nicht größer, als es der Times, mit ihrer Darstellung unserer Geschichte von 1805 bis 1807 passiert ist. Hierbei schweig' ich noch von dem Passus über die „große nordische Allianz“ und die Eindrücke desselben auf das Gemüt Friedrich Wilhelms IV. Was stand dem Gemüte gerade dieses an alle großen und freien Kräfte glaubenden Königs näher als *England*, als *das alte England*,

das mit Pitt zu Grabe ging! Der Schluß des Times-Artikels lautet: „Er verstand es nicht, aus Provinzen ein Reich, oder, rund heraus gesagt, *aus einem Nichts ein Etwas zu machen*.“ Aus einem *Nichts*! Das ist der Times Dank für Waterloo.

[Nr. 8, 10. 1. 1861]

Eine gute Zensur, ein Mann

† London, 16. Januar

Ein interessanter Prozeß hat hier vor wenigen Tagen stattgefunden. Das Urteil, das noch nicht gefällt ist, wird vom Erzbischof von Canterbury gesprochen werden, in dessen Palast (Lambeth Palace) auch die Gerichtsverhandlungen stattfanden. Der Prozeß schwebt zwischen einem der ältesten und berühmtesten Colleges von Oxford, dem All Souls College (Aller-Seelen-Collegium) auf der einen und drei zurückgewiesenen Kandidaten (Fellowships-Aspiranten) auf der andern Seite. Die letzteren sind als Kläger aufgetreten. Zu besserm Verständnis wird es nötig sein, einiges über das Wesen eines Oxforder College (soweit die reiche Nüancierung das zuläßt) hier einzuschalten. Ein solches College ist eine klosterartige Stiftung, das wie ein Kloster aus Abt und Mönchen, aus einem Haupt (Rektor, Dechant, Warden) und den sogenannten Fellows besteht. Haupt und Fellows sind die Verwalter des Klostersvermögens, aus dem sie hohe Pfründen beziehen. Diese Pfründe legt ihnen gewisse Verpflichtungen auf, darunter die, den Schülern des College (unseren Alumnus ähnlich) Unterricht zu erteilen. Scheidet ein Fellow aus, so tritt eine Neuwahl ein. Die Kandidaten für diese Wahl werden aus engeren oder weiteren Kreisen genommen (je nach dem Statut) und die größere Würdigkeit entscheidet. Die Frage entsteht nun, auch im vorliegenden Fall, worin die *größere Würdigkeit* besteht, *was* und *wer* über dieselbe zu entscheiden hat, ob die Zeugnis ausstellenden Professoren und Examinatoren der Universität, oder das Haupt und die Fellows des College, ob bloßes Wissen oder noch *etwas neben demselben*. Die drei zurückgewiesenen Kandidaten weisen auf ihr Examen und auf die Vorzüglichkeit ihrer Zeugnisse hin. Das Haupt und die Fellows von All Souls College geben diese Vorzüglichkeit zu, bestreiten auch nicht, daß die drei Kläger *am besten bestanden* hätten; aber sie heben hervor, daß es laut ihrem alten Collegiat-Statut nicht bloß auf ein „bestes Bestehen“ in den Wissenschaften, sondern auch auf eine Prüfung des sittlichen und religiösen Gehalts

der Kandidaten ankomme. Diese Prüfung und Erwägung habe dahin geführt, daß man weniger glänzend Bestandene, um ihres *sonstigen* Wertes willen zu Fellows von All Souls College ernannt habe. Wie sich denken läßt, ist die liberalisierende öffentliche Meinung auf seiten der Kläger; auch der Attorney-General hat für sie Partei ergriffen und ist mit Ernst und Spott gegen die Verfechter des alten Collegiat-Statuts zu Felde gezogen. Es kann nicht anders sein; man will auch hier die Macht der Korporationen als etwas Mittelalterlich-Veraltetes brechen und beiseite tun. Auch Oxford hat sich gegen den Neuzeits-Besen, der überall fegt und kehrt, nicht zu retten gewußt — das *alte* Oxford, von dem so viele Wunderlichkeiten kursieren, ist längst dahin. Nur einzelne Colleges haben bis diesen Augenblick sich siegreich zu wehren und ihr altes Statut, allen Parlamentsakten und Regierungs-Erlassen zum Trotz, zu wahren gewußt. Zu diesen gehörte vor allem All Souls College. Auch in *seine* Mauern soll jetzt Bresche gelegt werden. Es steht beim Erzbischof, zu entscheiden, nicht nur wer aus dieser *einen* Streitfrage als Sieger hervorgehen, sondern überhaupt, ob das Alte, noch auf eine bestimmte Zeit hin, vor dem grünen Tisch und der allein maßgebenden Examinations-Kommission gerettet werden soll. Wohl möglich, daß bei der Wahl, die All Souls College getroffen, mehr Rücksicht auf die Vitterschaft als auf das alte Statut den Ausschlag gegeben hat; aber selbst in *diesem* Falle ist der College-Corporation der Sieg zu wünschen. Der einzelne Mißbrauch eines Rechts beweist nichts gegen seinen Wert und seine Gültigkeit. Es handelt sich um ein Prinzip. Die Nivelliermaschine, die keine Eigenart duldet, fängt auch in England an ihr Werk zu tun. Ja es ist eine täglich sich wiederholende Erscheinung, daß, während man auf dem Kontinent Rückkehr predigt und noch andere Kräfte in Rechnung gebracht sehen will, als den aus Zumpt und Buttman bloß angelernten Gedächtniskram, England sich, mit einer schwer zu begreifenden Energie, in das Studier- und Examinationswesen stürzt und innerhalb seines staatlichen und administrativen Lebens auf seine Fahne zu schreiben beginnt: „*eine gute Zensur, ein Mann.*“

[Nr. 16, 19. 1. 1861]

Der deutsche National-Verein in London

† London, 29. Januar

Es nationalvereinert auch hier sehr bedeutend. Vier Meetings haben bereits in Seyd's Hotel, Finsbury Square, stattgefunden, und zum 2. Februar

ist, in feierlicher Weise, eine große General-Versammlung ausgeschrieben. „Nur Mitgliedern ist der Zutritt gestattet.“ Fürchtet man Störungen, oder handelt es sich um Geheimnisse? Vielleicht das erstere; denn das große Schisma, das der Buchersche Brief in die demokratische und Flüchtlings-Welt gebracht hat, greift auch hier von Tag zu Tage immer mehr um sich. Während in Seyd's Hotel getagt und die hessische oder schleswig-holsteinsche Frage endgültig geregelt wird (die einzig vernünftige Resolution, die bis jetzt gefaßt wurde, lautet: „wir brauchen Geld, welches durchaus geschafft werden muß“), erscheinen in dem Kinkelschen oder wenigstens ehemals Kinkelschen „Herrmann“ Austritts- und Abfalls-Erklärungen, in denen die Politik Bucher-Berg-Rodbertus gepriesen und der National-Verein, die alma mater in Berlin und sämtliche Filiale, nach bester Lust gegeißelt werden. Erlauben Sie mir, aus einem solchen Briefe eine Blumenlese zu veranstalten. Man liest da: „Unter seinen (des Nationalvereins) Zeitungsschreibern gibt es Leute, die sich nicht entblöden, zu behaupten, daß Deutschland, auch wenn es im Anfang durch die Einheit Italiens verlöre, dennoch schließlich durch sie gewinnen würde. Während das Vaterland von einem Riesen im Westen bedroht ist, sind seine Bravados gegen den dänischen Zwerg nichts als die unvermischteste Feigheit. Kann man sich wundern, wenn die Ansicht immer mehr Raum gewinnt, daß einige Professoren und Advokaten, die sich in ihren Vaterländchen nicht getrauten, den Regierungen Widerstand zu leisten, sich dem Vereine nur angeschlossen haben, um mit guter Manier einen Anstrich von Freisinnigkeit wahren zu können. Der Ansprache der Herren Rodbertus, Berg und Bucher ist vorgeworfen worden, daß sie unklar sei; sie ist jedenfalls klar genug, um zu zeigen, daß die genannten Herren einem Mazzini, Kossuth, Mieroslawski, sowie auch den Tschechen, Rumänen, Kroaten und slowakischen Rattenfängern nicht gestatten wollen, Deutschland seine Ziele und Grenzen vorzuschreiben. Sie liebäugeln nicht mit Paris, nicht mit Caprera, nicht mit Pest, nicht mit London, nicht mit Bukarest, auch nicht einmal mit der *Kreuzzeitung*, wiewohl diese mit ihnen zu liebäugeln beginnt.“ – Dies sei genug. Ganz ohne Hieb gegen den schwarzen Mann, der in der Deßauerstraße Nr. 5 wie ein Schornsteinfeger des Schreckens aufträgt, geht es einmal nicht ab, und man muß den armen Leuten hier, die sich so herzlich langweilen, das bißchen Freude, das ihnen die Schwarzmannsucht schafft, nicht ohne Not verkümmern wollen. Zweck dieses Briefes war nur, auf unseren deutschen Mikrokosmos hinzuweisen, wie er sich

hier in den zwei Lagern der Nationalvereinler und der Bucheraner (da er aus Pommern ist, bild' ich das Wort nach Pommeraner, Rügenan usw.) zu erkennen gibt.

[Nr. 27, 1. 2. 1861]

Parlament. Die neue Session. Disraeli als Fuchs im Bau Lord John Russells Depeschen. Einzelfall und Prinzip

† London, 11. Februar

Das Parlament ist eröffnet und die Scharmützel haben begonnen. Aber auch nicht mehr. Die *Tories* scheinen schwach, zerfahren, prinzipienlos (wie seit einer Reihe von Jahren) in den Kampf eingetreten zu sein, und nichts liegt vor, was einen Sturz Lord Palmerstons und der Seinen erwarten ließe. Die *Whigs* sitzen so fest im Bügel, sind so durchaus gehalten und getragen durch die öffentliche Meinung, daß ich – so sehr ich weiß, wie mißlich das Prophezeien in politischen Dingen ist – doch die Behauptung wagen möchte: Lord Palmerston wird sich in der Herrschaft halten, bis jener „schwarze Ritter“² gegen ihn in die Schranken tritt, der stärker ist als alle *Whigs* und *Tories* zusammengenommen und namentlich stärker als – Mr. Disraeli. Was diesen letzteren angeht, so kann ich mir nicht verhehlen, daß die politische Rolle, die er spielt, vielleicht zu spielen *gezwungen* ist, immer bedenklicher wird und einen viel unerquicklicheren Anblick gewährt, als die Haltung Lord Palmerstons, die entweder durch eine superiore Klugheit versöhnt oder im großen und ganzen doch konsequenter, zuverlässiger und mehr aus einem Gusse ist, als das Auftreten des Toryführers. Kein konservatives Kabinett des Kontinents würde in Mr. Disraeli jemals, auch nur annähernd, einen so treuen und ausdauernden Bundesgenossen finden, wie ihn Victor Emanuel in Lord Palmerston gefunden hat. Diese, von bestimmten Anschauungen getragene Zähigkeit ist aber ein Lob bei Freund und Feind. Mr. Disraeli *kann* sie nicht haben, solange er nicht gewillt ist, in jedem Augenblicke sich selber aufzugeben. Wo Herrschsucht und Schwäche Hand in Hand gehen, kann die Falschheit nicht ausbleiben. Wer am Rande des Bankerutts ist, hat immer eine Tendenz, seine Freunde zu opfern, und die *Tories*, die durch schlechte Wirtschaft, durch Kompro-

² Anspielung auf Ludwig Uhlands Gedicht „Der schwarze Ritter“.



The Opening of the Parliament. Her Majesty Reading the Royal Speech



Mr. Disraeli

misse und Prinzipienlosigkeit längst allen Kredit verloren haben, sind *immer* am Rande des Bankerutts. Dies kann nicht oft genug gesagt werden. Denn die Konservativen des Kontinents hängen noch immer an der alten Vorstellung fest, daß ein Tory-Sieg gleichbedeutend sei mit einem Siege der konservativen Sache. Dies ist aber ein großer und gefährlicher Irrtum. Mr. Disraeli würde Politik machen, wie sie Lord Palmerston seit Jahren gemacht hat; ja er würde, in einer Art von Konvertiten-Eifer, über das Palmerstonsche Maß hinausgehen, um sich eben das zu erobern, in dessen Vollbesitz sein Vorgänger war — Popularität. *Eh' das Torytum sich nicht selber wieder findet*, ist gar nicht daran zu denken, daß es besser wird. Ein Torykabinett bedeutet *jetzt* nichts anderes, als eine Palmerstonsche Regierung, die in zeitweiliger Abwesenheit des allgemein gefeierten Chefs des Hauses von einem unpopulären Stellvertreter geleitet wird. Wem unter solchen Umständen der Vorzug gebührt, liegt auf der Hand; es rechnet sich immer besser mit bestimmten als mit unbestimmten Größen. Als solche unbestimmte, unberechenbare Größe hat sich Mr. Disraeli, auch seit Eröffnung dieser Session, wieder völlig erwiesen; er hat bisher nichts gezeigt, als seine gute Absicht, möglichst unklar bleiben zu wollen, um möglichst vorteilhaft im Trüben fischen zu können. Überhaupt haben die Verhandlungen unserer beiden Häuser ziemlich schläfrig begonnen und ohne Herrn v. Vincke ein Kompliment machen zu wollen, läßt sich nicht leugnen, daß seine Mittwochs-Rede (über

die „Konsolidierung“ Italiens) hier mit ungleich größerem Anteil gelesen worden ist, als die ziemlich bekannten Dinge, die Lord Palmerston, wie Zitate aus halbverschollenen Zeitungsartikeln, bisher vorgetragen hat. Das interessanteste Vorkommnis der vorigen Woche war unbedingt die Interpellation Mr. Fitzgeralds, eines Irländers, der sich, anknüpfend an die bekannte Depesche Lord John Russells „über das Auflehnsrecht unterdrückter Nationalitäten“, nähere Auskunft über den Sinn und Geist der Depesche erbat. Der Interpellant hob mit Recht hervor, daß das proklamierte Prinzip eine zweischneidige Waffe sei, die ihre Schärfe, bei nächster Gelegenheit, auch gegen England selber richten könne, und die abweisenden Worte, mit denen Lord John den Angriff zu parieren suchte, waren unfähig, die Sachlage zu bessern. Er hob rasch und im Tone vornehmer Abfertigung hervor, daß es sich unmöglich um Gutheilung jeder revolutionären Bewegung gehandelt haben könne, daß es vielmehr darauf ankomme, den *jedesmaligen, einzelnen Fall zu erwägen*. Lord John, als er diese Worte zur Abwehr sprach, schien vergessen zu haben, daß seine Depesche allerdings an den vorliegenden Einzelfall *anknüpfte*, aber zu gleicher Zeit *allgemeine Prinzipien* daraus herleitete und aussprach. Das Aufstellen einer solchen *Norm*, begleitet von den wunderbarsten Auslegungen dessen, was „Nicht-Intervention“ sei, war es vor allem, was mehr als alle italienischen Sympathien und Einheitswünsche ein Staunen über die Depeschen-Sprache eines englischen Ministers hervorgerufen hat.

[Nr. 38, 14. 2. 1861]

„O welche Lust.“ Die Beute von Dehli und Lucknow Ein gutes Taschengeld

† London, 18. Februar

„O welche Lust Soldat zu sein“, singt George Brown in der Weißen Dame³, und viele englische Offiziere und Soldaten werden es jetzt mit ihm singen. Die Verteilung der Beutegelder, die den Erlös aller in Dehli und Lucknow eroberten Schätze bilden, hat stattgefunden; selbstverständlich erfolgte die Verteilung nur an solche, die bei der Erstürmung

³ *La Dame blanche* (1825), erfolgreiche Opéra comique von François-Adrien Boieldieu, Text: Eugène Scribe nach Walter Scotts Romanen *Guy Mannering* (1815) und *The Monastery* (1820).

der genannten Plätze mit zugegen waren. Diese einträgliche Seite des Kriegerlebens kennt man bei uns daheim wenig oder gar nicht; die Schätze, die *preußische* Soldaten aus den schlesischen oder gar aus den Befreiungskriegen mit heimgebracht haben, würden mutmaßlich in einer einzigen mäßigen Truhe vollauf Platz finden. Hier ist das anders. *Hier* aber ist das Soldatsein unter Umständen ein einträgliches Geschäft; ein verlornes Bein wird gut bezahlt, und traf es sich, daß das Bein vor Dehli oder Lucknow abgeschossen wurde, wo sich ein Beutegeld zu dem Schmerzensgeld gesellt, so ist der Betreffende ein gemachter Mann, der einigermaßen von seinen Zinsen leben und seinen Kindern ein Kapital hinterlassen kann. Vielleicht interessiert es Ihre Leser, in Erfahrung zu bringen, nach welchen Sätzen die Verteilung erfolgte und wie sich die Einnahmen der verschiedenen (militärischen) Rangklassen gestalteten. Ich muß vorweg bemerken, daß man die Dehli- und Lucknow-Beute nicht zusammengeworfen, sondern jedem der beiden Truppenteile *die* Beute gelassen hatte, die von ihm erobert worden war. Zuerst *Dehli*. Am 12. Mai 1857 brach der Aufstand aus, am 14. September wurde Dehli zurückerobert. Die vorgefundenen Schätze bestanden aus Kron- und anderen Juwelen, aus Münzen, Shawls, Waffen, Elephanten, Pferden, Kriegsmaterial (das nicht schon früher den Engländern gehört hatte) und anderem Eigentum. Der Erlös betrug 34 Lacs Rupien. Da ein Lac aus 100.000 Rupien besteht, so erhebt sich der Betrag dessen, was in Dehli erbeutet worden ist, zu der enormen Summe von 3 Mill. 400.000 Rupien. Eine Rupie entspricht einem Silbergulden (2 Shilling). Die Verteilung ist nach einem alten Gebrauch erfolgt. Es wird festgestellt, wie viele gemeine Soldaten mitgefochten haben. Die Unteroffiziere rechnen doppelt, die Sergeanten für 3, die Fähnriche für 5, die Lieutenants für 7, die Kapitäne für 12, die Majore für 16, die Obersten und Oberstlieutenants für 17, die Brigadiers für 51, und die General-Majors für 76 Mann. Nehmen wir an, daß ohngefähr 4500 (was der Wahrheit sehr nahe kommen wird) gemeine Soldaten vor Dehli waren, so wächst dadurch die Zahl, mit der dividiert werden muß, auf etwa 7000. Dies ergibt als Beutegeld für jeden einzelnen Soldaten 485 Rupien, oder – da manche die Rupie zu 2 Shilling 3 d rechnen – in runder Summe 500 Gulden. Der Unteroffizier erhält 1000, der Sergeant 1500, der Kapitän 12 mal 500, also 6000 und der General-Major 76 mal 500, also 38.000 Gulden. Die Sieger von *Lucknow*, also alle diejenigen, die, in jenem furchtbaren Kampfe, unter Sir Henry Havelock und später unter Sir Colin Campbell gefochten haben, gehen minder glänzend aus. Die Beute war geringer (nicht voll 15 Lac Rupien) und die Zahl der Teilnehmer größer. Denn wiewohl die

Armeen, die zu verschiedenen Malen zum Entsatz Lucknows herangeführt wurden, immer nur ein paar tausend Mann stark waren, so mag die Gesamtzahl derer, die, verteidigend oder angreifend, bei diesem Kampf zugegen waren, nicht unter 10.000 Mann gewesen sein. Ohne mich dafür verbürgen zu wollen, ist es übrigens möglich, ja sogar höchst *wahrscheinlich*, daß einzelne Regimenter, die unter General Wilson am 14. September 1857 *Dehli* stürmten, am 16. März 1858 auch bei der Erstürmung *Lucknows* zugegen waren. Nehme ich ferner an, daß ein Teil dieser Truppen neuerdings in China, also im Lauf der Ereignisse auch bei Plünderung des Kaiserlichen Sommer-Palastes, verwendet worden ist, so gebe das für einen jungen Hauptmann oder Major, „der immer mit dabei gewesen ist“, ein Beute-Taschengeld von 15- bis 20.000 Gulden. So wird es nicht jedem geboten.

[Nr. 44, 21. 2. 1861]

Mr. John-Bull und Mr. Turnbull
Lord John und „die besten Quellen“

† London, 25. Februar

Zu verschiedenen Malen schon haben Sie des sogenannten „Turnbull-Falles“ Erwähnung getan, der in ganz verwandter Weise, wie die Agitation, die sich seit kurzem gegen die „Neologen“ richtet, die Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums fast mehr in Anspruch nimmt, als die Laguéronnièresche Broschüre⁴ oder der Mirèssche Bankerutt. Es kann auch kaum anders sein. Die Broschüren-Literatur jenseit des Kanals hat hinsichtlich ihrer Wirksamkeit ihren Höhepunkt bereits hinter sich, und was riesige Bankrutte angeht, so leisten wir darin selbst so Erhebliches, daß selbst eine Mirèssche Zahlungs-Einstellung nichts anderes ist, als „a nine-days wonder“⁵, wie die Times sich ausdrückt, d. h. also eine Affäre, die höchstens 9 Tage lang besprochen wird. Der *Turnbull-Fall* ist über

⁴ *La France, Rome et l'Italie*, Februar 1861.

⁵ „Wenn es in London etwas ganz Apartes gibt, so heißt es, ‚it is a nine-days-wonder‘, und mit diesen neun Tagen ist das höchste Maß von Erregungsdauer ausgedrückt.“ – Rubehn in *L'Adultera*, 20. Kap.; vgl. auch Fs Brief an Emilie v. 4. 6. 1878 (HFA IV, 2, S. 577), an Sohn Theodor v. 2. 11. 1895 (HFA IV, 4, S. 497) an James Morris v. 1. 12. 1896 (HFA IV, 4, S. 617).

diese Frist, die nach der Analogie von Entzündungen oder nervösem Fieber gebildet zu sein scheint, längst hinaus und wird auch noch fernere Wochen ein Haupttagesgespräch bleiben. Selbst Lord Normanby, der ein Talent hat, Fragen zu ruinieren, wird durch seine Interpellation, die er bereits angekündigt hat, das Interesse an der Sache nicht vollständig ertöten können. Die Sache selbst ist die folgende. Im Herbst des Jahres 1859 wurde Mr. William B. Turnbull vom Ober-Archivar Sir John Romilly mit dem Auftrage betraut, alle auswärtigen historischen Urkunden des Archivs, von Eduard VI. an bis zur Revolution von 1688, zu „kalendern“, d. h. durch ein genaues Inhaltsverzeichnis dem Geschichtsschreiber leichter zugänglich zu machen. Mr. Turnbull war ungefähr ein Jahr lang im Archiv tätig, als in einzelnen Kreisen bekannt wurde, daß er ein Konvertit von der anglikanischen zur römisch-katholischen Kirche und ein sehr eifriger „Römling“ sei. Lord Shaftesbury und die Evangelical Alliance wurden dadurch aufgeschreckt; ein lebhaftes Agitieren begann und endlich kam es zur Überreichung einer Petition an die Regierung, worin diese aufgefordert wurde, die Wahl Mr. Turnbolls zu annullieren. Die Petition war von 2500 Personen unterzeichnet, darunter Peers, Barons, Friedensrichter, 518 anglikanische und 553 dissentierende Geistliche. Es war ein Sturm gegen *Rom*. Mr. *Turnbull* reichte infolge davon *seine Entlassung* ein. Diese Agitation hat nun, wie ich glaube ohne alle Berechtigung, eine Gegen-Agitation hervorgerufen, zunächst in der Presse. Die englische Presse hat viel literarischen esprit de corps und vergißt alle Parteistreitigkeiten, sobald es sich darum handelt, „einen der Ihrigen“ gegen wirkliche oder vermeintliche Unbill in Schutz zu nehmen. Ein Mann, der Bücher schreibt oder schreiben kann, ist aber immer „einer der ihrigen“, wenn er auch niemals in der Publizistik gedient und sich bei Leitartikeln oder Kritiken keine Sporen verdient hat. Der Lärm in der Presse hat alsbald eine ganze Armee von „Toleranten“ ins Feld gerufen, die ihre Tätigkeit damit begonnen haben, Lord Palmerston um *Nichtannahme* des von Mr. Turnbull eingereichten Entlassungsgesuchs zu bitten. Der alte Premier hat die betreffende Deputation empfangen und ihre Ansprache mit all der Einfachheit und jenem immer das Praktische treffenden common sense beantwortet, der ihn so sehr auszeichnet, wo nicht politische Manöver oder vorgefaßte Meinungen sein an und für sich brillantes Urteil trüben. Er hat der Deputation erwidert, „daß es doch immerhin ein mißliches Ding sei, eine so wichtige historische Arbeit einem Konvertiten anzuvertrauen, der in seinem neukatholischen Eifer z. B. so weit gegangen sei, den Mordversuch Babingtons gegen Kö-



The Earl Russel

nigin Elisabeth rechtfertigen zu wollen. Er glaube unbedingt an die Ehrenhaftigkeit Mr. Turnbolls; aber die Geschichte sei reich an Beispielen, daß der Glaubenseifer, zumal eines Konvertiten, mächtiger gewesen sei, als Forschertrieb und Eifer für die Wissenschaft. Möglich, daß Mr. Turnbull (trotz seines obigen Ausspruches) eines solchen Fanatismus unfähig sei, nichtsdestoweniger müsse er (Palmerston) es mindestens unweise und unangebracht finden, daß man für eine so bedeutungsvolle Tätigkeit innerhalb des Archivs eines protestantischen Staates, einen eifrigen Katholiken gewählt habe.“ Dieser Ausspruch erschöpft meines Erachtens die Frage. England kann unmöglich so arm an historisch geschulten Kräften sein, daß es nötig wäre, einen Konvertiten gerade mit *solcher* Arbeit zu beauftragen. Jetzt ihm diese Arbeit wieder zu nehmen, ist hart; aber diese Härte haben nicht die „Untoleranten“ verschuldet, die sich gegen ihn erhoben haben, sondern vielmehr jene Hyper-Toleranten, die in ihrer Toleranz zu einer unklugen, unüberlegten Wahl schritten. Daß man im Publikum so vielfach Partei für Mr. Turnbull nimmt, hat wohl überwiegend darin seinen Grund, daß die Presse sich zu seinem Advokaten gemacht hat. — Zum Schluß noch ein Wort über Lord John *Russell*. Er hat recht wenig von jenem common sense, der seinen Kollegen, den

alten Premier, so vorteilhaft charakterisiert. Eine Probe davon gab er in der Freitagssitzung des Unterhauses. Er wies (vgl. Nr. 48⁶) die bloße Möglichkeit, daß von seiten Sardiniens Grausamkeiten im Königreich Neapel verübt worden seien, mit Entrüstung zurück und gab auf weiteres Befragen die Mitteilungen des – *sardinischen* Gesandten als Quelle für seine Wissenschaft an. Homerisches Gelächter war die Antwort. Lord Palmerston sagte 'mal von Lord John, daß er von auswärtiger Politik soviel verstehe wie vom Seiltanzen; man wird diesen Ausspruch bald eine neuliche Äußerung des „Herald“ hinzufügen können, der da meinte, daß Lord John sich vorgesetzt zu haben scheine, die auswärtige Politik Englands zum Gespött der Diplomatie zu machen.

[Nr. 50, 28. 2. 1861]

Lord Normanby über die sardinische Wirtschaft

† London, 4. März

Wäre es nicht Lord Normanby, der am vorigen Freitag zu den Lords gesprochen hat, so würde die Rede – viel besser und kräftiger, als ich sie dem edlen Marquis zugetraut habe – ein nicht geringes Aufsehen bei Freund und Feind gemacht haben. So begnügt man sich, sie ins Lächerliche zu ziehen, da man sie weder totschrveigen, noch widerlegen kann. Die Rede, ich muß es wiederholen, ist vortrefflich, *trotzdem* sie von Lord Normanby ist; aber eben *daß* sie von ihm ist, daß die Alt-Tories keinen populären Namen für Recht und Königtum plädieren ließen, das erscheint mir als ein politischer Fehler. Es ist wahr, daß jeder der Lords seine Sprech-Domäne hat – Lord Ellenborough über Indien, Lord Elgin (vor seiner chinesischen Mission) über Kanada, Lord Stratford de Redcliffe über die Türkei und Lord Normanby, als vieljähriger Gesandter in Florenz, über Italien; aber er gehört zu denen, die durch beständiges Ankämpfen gegen den breiten Strom der öffentlichen Meinung sich in hohem Maße unbeliebt gemacht haben, und, was das schlimmste ist, doch nicht Energie und Talent genug besitzen, um diese feindlich gesonnene öffentliche Meinung endlich einer superioren Kraft unterwerfen zu können. Alle Tory-Politik ist seit lange unpopulär, unpopulärer als nötig wäre (selbst vom Standpunkte eines englischen Liberalen und Reform-

⁶ Die Sardinier in Neapel. Füsiladen, in: Nr. 48, 26. 2. 1861.



The Earl of Derby

Fanatikers aus); aber die einzelnen *Tory-Lords* partizipieren durchaus nicht an der Unpopularität der *Tory-Politik*. Lord Derby ist eine populäre Figur, populär aus allen möglichen Gründen, weil er ein *alter* Lord ist, weil er ein Sportsman ist, weil er splendid ist, weil er witzig ist, weil er ein Redner ist, vielleicht auch weil er die Gicht hat, – aber von alledem besitzt Lord Normanby wenig oder gar nichts, und weil dem so ist, so war es ein Fehler, den Angriff gegen Lord John Russells italienische Politik nicht stärkeren Händen anzuvertrauen. Lord Normanby gilt für einen alten Herrn, den, man verzeihe den Ausdruck, verschiedene Erzherzöge des Hauses Habsburg „einzuseifen“ verstanden haben, und dessen Worte deshalb stets einflußlos verhallen werden, weil die große Masse des Volks nicht an die Lauterkeit seiner Motive, vielmehr nur an seine Eitelkeit und an ein Eingenommensein durch Komplimente und Schmeicheleien glaubt. In diesem Sinne ist denn auch die Rede Lord Normanbys von der Presse beleuchtet worden; man weiß die Sache so darzustellen, als wär' es nicht ein englischer Marquis, sondern der Erzherzog von Toscana oder der Papst oder der Kaiser von Österreich, der *mittels* dieses Marquis zu sprechen verstünde, und weil es begreiflicherweise nicht schwer hält, dem englischen Philister *das* einzureden, was er

glauben will, so sind die gerechtfertigsten Anklagen gegen die sardinische Piraterie in den Wind gesprochen worden. Der edle Marquis ist „a mouthpiece of the Pope and the house of Hapsburgh“ (ein bloßes Mundstück des Papstes und des Hauses Habsburg) und damit ist alles erledigt. „Hier in England versteht man es, wenn einem die Vorgänge des Kontinents nicht in den Kram passen, ein Auge zuzumachen“, so sagte Lord Normanby sehr richtig, und er hätte hinzusetzen können: „Hier in England versteht man es, die Ohren zu schließen, wenn man die Berichte über den *wirklichen* Hergang der Dinge nicht hören will.“ Für England hat Lord Normanby in den Wind gesprochen, aber ich hoffe, *nicht für uns daheim*. Die sardinische Schmutzwirtschaft, die vor keinem Mittel erschrickt, die nicht mit Sympathien und nicht einmal mit Kanonen, sondern mit zu hohen Zinsen erborgtem Gelde, ein einiges Italien zusammengezettelt hat, diese sardinische Ekelwirtschaft ist bis diesen Augenblick nicht lebhafter, nicht präziser, nicht reichhaltiger im Detail geschildert worden. Lord John Russell und seinen Ableugnungen gegenüber sollten wir uns daheim aber das Wort merken: „Ich zweifle nicht, daß Garibaldi ehrlich genug sein würde, zuzugestehen, *daß* und wie sehr ihn Sardinien von Anfang an unterstützt hat.“ Freilich ist diese Unterstützung noch der *anständigste* Teil der sardinischen Politik.

[Nr. 58, 9. 3. 1861]

Ein interessanter Prozeß Die schottische und irische Ehe-Gesetzgebung

† London, 9. März

Es ist auch hier nicht alles Gold was glänzt, und im Lande des „normalen Familien- und Ehe-Lebens“ kommen sehr unnormale Verhältnisse vor. Die höchst seltsame *schottische* Ehe-Gesetzgebung, deren Eigenart durch die weltbekannte Praxis des Schmidts von Gretna-Green am besten gekennzeichnet wird, hat natürlich das ihrige dazu beigetragen, die ganze Frage ebenso sehr zu verwirren wie zu frivolisieren. Es gibt solcher Gretna-Green-Ehen, die bekanntlich an *jedem* Punkt in Schottland geschlossen werden können, hierzulande viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, d. h. Ehen, die weiter kein Fundament haben, als das gegenseitige Gelöbnis in Gegenwart eines Dritten. Diese Betrachtungen werden durch

einen Skandal-Prozeß angeregt, der vor etwa 8 Tagen in Dublin verhandelt worden ist. Es war eine Aufregung, als reise O'Connell wieder durch's Land oder als sei MacMahon im Süden gelandet. Die Sache ist die. Kapitän Yelverton machte 1852 auf dem „Steamer“ zwischen Boulogne und Brighton die Bekanntschaft einer Miß Longworth, einer jungen, sehr schönen und sehr klugen Dame, der verwaisten Tochter eines Seidenhändlers in Manchester. Eine Visite in London folgt; dann sehen sich beide mehrere Jahre nicht, bis sie in der Krim, wohin Miß Longworth (eine Katholikin) als barmherzige Schwester gegangen war, wieder zusammentreffen. Kapitän Yelverton dringt in sie, sich in einer *griechischen* Kirche mit ihm trauen zu lassen, was sie als unstatthaft ablehnt. Sie sehen sich darauf aber öfter im Hause des Generals Straubenzee, in das Miß Longworth als Gesellschafts-Dame der Generalin eingetreten war, und Kapitän Yelverton, der seine Huldigungen fortsetzt, wird im Hause des Generals als *Verlobter* der jungen Dame empfangen. Der Pariser Frieden führt beide nach England zurück; der Kapitän bezieht Garrison in Edinburgh, trifft daselbst Miß Longworth, hat häufigere Begegnungen mit ihr im Hause einer Freundin und proponiert eine *schottische* Ehe. Er leistet das Eheversprechen (ohne Zeugen) auf ein prayer-book und glaubt sich nun am Ziel seiner Wünsche. Aber Miß Longworth dringt auf festere Bande und lehnt jedes Zusammenleben mit ihm ab, bevor nicht ein *katholischer* Priester ihren Bund gesegnet habe. Der Kapitän gibt endlich nach, unter der Bedingung, daß auch die Trauung nach katholischem Ritus *ohne Zeugen* stattfinde. Kapitän Yelverton ist nämlich der älteste Sohn und *Erbe* eines irischen Pairs, des Lords Avonmore und alle Heimlichkeiten werden von Miß Longworth natürlich gefunden, weil die Zustimmung der Familie zuvor erobert werden muß. Das schon *schottisch* vermählte Paar durchreist nun Irland, um einen Priester zu finden, der, ohne Zeugen, den Segen der *römisch-katholischen* Kirche über sie ausspreche. Endlich, in einem kleinen Nest, wird ein solcher gefunden; die Vermählung erfolgt in aller Heimlichkeit, beide aber werden als getrautes Paar in das Kirchenbuch eingetragen. Sie sind nun also wirklich vermählt, machen eine Hochzeitsreise durch Schottland (wo Kapitän Yelverton ihre beiden Namen als Mr. und Mrs. Yelverton in die Fremdenbücher einschreibt) und gehen dann nach Frankreich. Er läßt hier seine junge Frau in Bordeaux, „um sich der Luft des Südens zu freuen“, und kehrt nach England zurück. Bald treffen Briefe bei ihm ein; die junge Frau dringt auf Veröffentlichung ihrer Vermählung, des

Kindes wegen, das geboren werden soll. Ausweichende Antworten. Beunruhigt folgt nun Mrs. Yelverton ihrem Gemahl und trifft gerade rechtzeitig genug in Edinburg ein, um von der eben erfolgten Vermählung des Kapitäns, ihres Mannes, mit der Witwe des berühmten Professors Forbes zu hören. Er proponiert nun seiner ersten Frau eine bedeutende Summe Geldes und – Auswanderung nach Australien. Sie weist diese Anträge indigniert zurück und schreitet zur Klage. *Dieser* Prozeß war es, der in voriger Woche in Dublin verhandelt wurde. Kapitän Yelverton bestritt, jemals mit Miß Longworth verheiratet gewesen zu sein, erzählte ausführlich, wie er in Balaklawa den Plan gefaßt habe, die junge Dame zu seiner „Geliebten“, aber nicht zu seiner „Frau“ zu machen, und schilderte die *schottische* und die *katholische* Vermählung als bloße hors d'oeuvres, in die er aus Gutmütigkeit gewilligt habe. Ihr „Verhältnis“ habe längst vor diesen Vermählungs-Akten bestanden. So standen sich die Aussagen der Klägerin und des Verklagten gegenüber. Alles Volk, in einem ritterlichen und durchaus berechtigten Gefühl (denn der Kapitän konnte keine seiner Aussagen beweisen) nahm für die schwer gekränkte Dame Partei und bangte nur, daß der Kapitän dennoch entschlüpfen würde, weil derselbe nämlich *Protestant* ist und eine zwischen einem Protestanten und einer Katholikin geschlossene Ehe nach *irischem* Gesetz eo ipso null und nichtig ist. Die Jury, in ihrer souveränen Machtvollkommenheit, half indes aus aller Verlegenheit. Sie erklärte, ohne sich an die Gesetze des Landes zu kehren, zunächst die *schottische*, dann auch die *irische* (katholische) Ehe Kapitän Yelvertons mit Miß Longworth für gültig und antwortete auf die weitere Frage des Lord-Oberrichters: „So hält die Jury den Angeklagten also für einen *Katholiken*?“ ohne Zögern: „Ja, wir halten ihn dafür.“ Er ist und bleibt aber ein Protestant. Die Times ruft mit Recht aus: „welche Zustände, welch Skandal!“ und dringt auf Revision der betreffenden Gesetzgebung. Mrs. Yelverton wurde im Triumph vom Volke nach Hause gefahren; der Name Kapitän Yelvertons aber wird, wie man vermutet, aus der Armee-Liste gestrichen werden. Eine Interpellation im Unterhause ist bereits angekündigt. Der Prozeß dauerte 11 Tage. Die Zeitungen, wiewohl sie Tag und Nacht druckten, konnten der Nachfrage nicht genügen. Die Pennyblätter wurden 1 Shilling für's Blatt verkauft. Sie enthielten nichts als diesen Prozeß, selbst die Annoncen mußten warten. Man kann hier dran studieren, was „das Volk“ interessiert. Große Politik ist ein Luxus-Artikel für wenige. Skandal – that's it.

Lord Johnsche Theorien und ionische Praxis
Französische Binnensee und englische *isola isolata*

† London, 26. März

„Wer in einem Glashause wohnt, soll nicht mit Steinen werfen“, sagt das englische Sprüchwort, das Lord John Russell vergessen zu haben schien, als er seine berüchtigte Note vom 27. Oktober v. J. in die Welt schickte und mit fast unglaublicher Verblendung, das *Selbstbestimmungsrecht* der Völker predigend, das heillose Prinzip des allein beglückenden *Stimmzettels* auf seine Fahne schrieb. Was dem edlen Lord gleich damals als unausbleiblich vorhergesagt wurde, das vollzieht sich jetzt. Er hat Wind gesäet und muß den Sturm ernten. Die Anträge, die vom *ionischen* Parlament gestellt wurden (Abschüttelung der englischen Schutzherrschaft „*dieser Quelle aller Leiden und Unzufriedenheit*“ und Anschluß an Griechenland), diese Anträge, die zur Vertagung des dortigen Parlamentes führten, sind gewiß Dinge von an und für sich untergeordneter Bedeutung, die zu andern Zeiten keinen Menschen in Europa, mit Ausnahme der zunächst Beteiligten, interessiert haben würden. Als unmittelbare *praktische Antwort* auf die Russellsche Doktrin aber, sind diese Vorgänge freilich von nicht leicht zu überschätzender Wichtigkeit, weil sie einen Präzedenzfall schaffen, der nicht ermangeln wird, überall da, wo Unzufriedenheit über die englische Herrschaft Wurzel geschlagen hat, zur Nachfolge anzuapornen. Lord John Russell scheint von der Voraussetzung ausgegangen zu sein, daß es von anderen Stämmen und Nationalitäten als eine Ehre und Auszeichnung empfunden werde, unter britischem Zepter irgendein Konstitutiönchen zu besitzen; er hat aber vergessen, daß, selbst *wenn* die britische Schutz- und Kolonial-Herrschaft eine milde und segensreiche wäre, doch Laune, Eigensinn, Erwartung größerer Vorteile, Veränderungssucht und Hang nach Selbständigkeit in solchen Dingen den Ausschlag zu geben pflegen. Wenn er in diesem Irrtum befangen war, so hat ihm seitdem jede Woche Gelegenheit geboten, seinen Irrtum auch als solchen zu erkennen. Er ist demgemäß (und seine Kollegen mit ihm) bestrebt gewesen, seiner eigenen Doktrin die Spitze abzubrechen und ihr den Charakter des *Allgemeinen* zu nehmen. Alle diese Versuche zeigten zwar deutlich, daß eine Übereilung vorlag und daß es von ihm heißen durfte: „Doch dem war kaum das Wort entfahren, Möcht’ er’s im Busen gern bewahren“⁷ sie haben jedoch zu keinem Re-

⁷ Schiller „Die Kraniche des Ibykus“ (1797).



Napoleon III. um 1862

sultat führen können, weil man den Satz wohl *amendiert*, aber nicht *zurückgenommen* hat. Darum handelt es sich. Ehe sich Lord John nicht entschließen kann (und wenn er nicht kann, so muß er selbst zurücktreten) das in jener Turiner Depesche niedergelegte *Prinzip* zu widerrufen, so lange ist er ein unbewehrter Mann, ein Mann, der Schild und Schwert fortgeworfen hat und, gleich unfähig zu Angriff wie Verteidigung, seinen Gegnern gegenüber steht, denen er selbst die Waffen in die Hand gegeben hat. Die Verlegenheiten, die seine Unbedachtsamkeit der englischen Regierung bereitet hat, zeigen sich tagtäglich und führen zu immer größerer Verwirrung. Man sucht sich herauszuwinden und verfitzt sich immer mehr. Lord Grey sprach neulich in der Oberhaus-Sitzung die gewagten Worte aus, „daß man, wenn die ionischen Inseln durchaus es *wollten*, am besten tun würde, ihnen die englische Schutzherrschaft zu *entziehen*“. Das klingt sehr stolz und sehr hochherzig zugleich; aber wie würde der edle Lord *handeln*, wenn man ihn beim Worte nehmen wollte? Er muß es wissen — und kein Zweifel, er weiß es — worauf die *französische* Politik aus ist: *Herrschaft im Mittelmeere*. In Ägypten wird der Suezka-

nal gebaut und eine französische Kolonie angelegt; Neapel und Sizilien befinden sich in den Händen des intimen Alliierten Frankreichs; in Syrien hat Frankreich festen Fuß gefaßt; Venedig soll Österreich entrissen werden, ebenso Dalmatien. Verliert England die ionischen Inseln (besonders das feste Korfu), so ist *Malta isoliert* und ein isolierter Posten ist ein verlornen Posten.

[Nr. 75, 29. 3. 1861]

Die sieben Professoren

† London, 9. April

Wo sich „sieben Professoren“ zusammentun, da gibt es immer einen fürnehmlichen Klang — aus dem Aufsehen wird Ansehen und aus dem Ansehen schließlich eine Berühmtheit. Wir haben jetzt auch hier unsere „Sieben“, sieben Professoren, und sieben Geistliche dazu. An Ansehen kommen sie den sieben Göttingern vormärzlichen Angedenkens nicht gleich; aber an Aufsehen, das ihr Vorgehen verursacht hat, überragen sie jene bei weitem. Sie wissen bereits, daß ich von den sogenannten „Neologen“, von den sieben Schismatikern innerhalb der anglikanischen Kirche spreche, die wegen ihres Buches „*Essays and Reviews*“ in eine Art Bann getan und von einigen Hochkirchenmännern unter dem Namen der „*septem contra Christum*“ aufgeführt und rubriziert worden sind. Der hohe Klerus, der anfangs geneigt schien, die Vorgänge ignorieren zu wollen, in der Voraussetzung, der Sturm werde um so rascher vorüberbrausen, je weniger Widerstand man ihm entgegensetze, hat schließlich seine klug und vornehm abwartende Position aufgegeben und der allgemeinen Entrüstung der Kirchlichen sich nolens volens anschließen müssen. Die nächste Frage, die sich aufdrängt, ist die: „Was enthalten die *Essays and Reviews*? worin geben sie Anstoß? predigen sie Irrlehren und, wenn dem so ist, worin bestehen diese?“ Die Antwort hierauf geb’ ich so kurz wie möglich. Die Sieben haben den David Strauß⁸ gelesen und von seiner Art der Kritik sich manches angeeignet; was sie aber (bei doch auch vielfach Abweichendem) vorzugsweise mit ihm gemein haben, das ist ein sich *krankhaftes Versteifen auf einige Gemeinplätze der ratio-*

⁸ Hauptwerke: *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet*, 1835, und *Die christliche Glaubenslehre, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt*, 2 Bde., Tübingen 1840–1842.

nalistischen Periode. Als besonders charakteristisch diene noch das, daß ziemlich in ähnlicher Weise wie einst die alten Puritaner überall da, wo die Bibel ein Ungeheuer abschildert, einen „Bischof“ zu entdecken glaubten, so ihrerseits die 7 Essayisten eine Manie haben, die mosaische Schöpfungsgeschichte, die Chronologie und die moderne Geologie zum Gegenstand ihrer Untersuchungen und ihrer Vergleiche zu machen. Bunsen und Sir Roderick Murchison (der berühmte Geologe) sind nach dieser Seite hin von großem Einfluß auf ihre Anschauungen gewesen. Sie stimmen *nicht* jenem alten Engländer bei, der, als er die berühmtesten Hypothesen Sir Rodericks über die Schöpfungsgeschichte aufmerksam gelesen hatte, ruhig ausrief: All very good, but as long as I am permitted to choose between Moses and Sir Roderick Murchison, I am always for Moses.* Die Essays und Reviews bringen wenig absolut Neues, und so ist denn mit Fug und Recht gesagt worden: „Die Bedeutung dieses Buches liegt nicht in dem *was* es sagt, sondern in den *Personen*, die es sagen.“ Die Sache war lange da; aber daß anglikanische Geistliche, die bis diesen Augenblick noch *innerhalb* der Kirche stehen und darin verbleiben wollen, diese Sache aufnehmen und zur ihrigen machen, *darin* liegt die Bedeutung des Vorliegenden, *das* ist seine Gefahr. Die Septem sind sämtlich Männer entweder hervorragend durch Rang und Ansehen in der Gesellschaft, oder durch ihre wissenschaftliche Stellung. Ich gebe Ihnen zunächst die Namen: Frederick Temple, Doktor der Theologie, Direktor der altberühmten Hochschule zu Rugby (nebst Eton und Westminster vielleicht die berühmteste im Lande); Rowland Williams, Doktor der Theologie, Professor im Hebräischen; Baden Powell, M. A. (Magister Artium) und Professor der Mathematik; Henry Bristow Wilson, Geistlicher; William Goodwin, M. A.; Mark Pattison, Rektor an Lincoln-College in Oxford; Benjamin Jowett, Professor im Griechischen. Der Erst- und Letztgenannte erfreuen sich eines besondern Ansehns und *ihre* beiden Arbeiten sind es (über „die Erziehung der Welt“ und über „Bibel-Auslegung“), die die größte Bewegung hervorgerufen haben. Als Beweis dafür, wie groß dies Aufsehn gewesen ist, mögen folgende Zahlen-Angaben dienen, die über die *äußeren* Erfolge der „Essays and Reviews“ Rechenschaft ablegen. Schon zu Anfang März waren 14.000 Exemplare verkauft und eine neue Auflage von 5000 Exemplaren wurde vorbereitet. Wenn man erwägt, daß der Preis über 3 Tlr. beträgt und daß die Zahl derer, die an solchen Fragen lebhaft teilnehmen, *überall*

* Zu deutsch: Solange ich zwischen Moses und Sir Roderick Murchison die Wahl habe, bin ich *immer* für Moses.

in der Welt (auch in England) doch am Ende nur eine verhältnismäßig beschränkte sein kann, so erhellt daraus am besten die ungemeine Beteiligung, die der schwebende Streit bei Freund und Feind hervorgerufen hat. Das sind Erfolge, wie sie bisher nur die schönwissenschaftliche Literatur (Scott und Dickens) gekannt hat; selbst Macaulay reicht nicht heran.

[Nr. 85, 12. 4. 1861]

Der Kampf der Roten: Claret gegen Portwein

† London, 20. April

Gladstone — seine neuliche Budget-Rede gab Zeugnis davon — hofft den *Claret* (*französischen* Wein) wieder zu popularisieren und zum Tischwein der Wohlhabenden zu machen, nachdem die Zölle auf französische Weine gefallen oder ermäßigt sind. Das ruft zunächst ein ungläubiges Kopfschütteln, auch wohl Entrüstung über unstatthafte Neuerungen hervor; denn die Herrschaft der *spanischen* Weine gilt im Lande für mindestens ebenso fest etabliert, wie das Ansehn der Stanleys oder Howards, und die große Majorität der Engländer denkt über das Verhältnis von Port und Claret nicht schmeichelhafter für den letztern, wie der berühmte Herausgeber des Horaz, Mr. Bentley, der zu sagen pflegte, „*Claret würde gern Port sein, wenn er nur könnte*“. Dieser Ausspruch ist recht hübsch und die Entrüstung eines alten Gentleman, der „davon nicht lassen will“ (wie es im Pfeffelschen Liede heißt⁹), hat etwas Wohltuendes und Rührendes; aber es läßt sich doch andererseits nicht leugnen, daß der Glaube und das uralte traditionelle Ansehen des Port auf schwachen Füßen steht und eine historische Kritik nicht wohl ertragen kann. Auch in England, wo das feuchte Nebelklima auf die feurigen Südweine hinzuweisen scheint, waren diese Dinge trotz alledem Modesache wie anderswo und, durch die Jahrhunderte hin, beständigen Fluktuationen unterworfen. So geht denn auch die Herrschaft des Port und Sherry an britischen Tafeln bis höchstens auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück und Falstaff mit seinem Kanariensekt¹⁰ (Sekt, eine Korruption von sec, entspricht dem jetzigen dry Madeira) bestätigt als Ausnahme nur die Regel. Zur Zeit der Königin Anna, also vor 150 Jahren, hielt man im Lande ähnlich am Claret fest, wie jetzt am Port,

⁹ „Die Tobakspfeife“ (1783), „[...] den Kopf kann ich nicht lassen.“

¹⁰ Shakespeare *König Heinrich IV.*, 1. Teil, II, 4.